

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Nr. 28.

Wöchentlich eine Nummer.
Dieteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 8. Juli 1888.

Große Ausgabe mit
allen Nummern: 4, M.

XV. Jahrg.



Friedrich

An Kaiser Friedrichs Bahre.

Ein Klageruf durchhallt der Völker Rund,
Wie aus der Weltgerichts-Posaune Mund,
Dampfsdröhnend durch der Länder weite Gassen.
Das Herz der Welt auslaufend stille steht
Vor des Geschickes grauser Majestät —
Erschauernd schweigt der Völker Streit und Hassen.

Der Sieger mit des Auges freud'gem Strahl,
Des Deutschen Urbild, Mannes-Ideal,
Ein Siegfried an Gestalt und an Geberde,
Wie Baldur licht und mild, ein Königsheld
Im Schmuck des Lorbeers stand er vor der Welt; —
Es klagt um ihn, was Edles hegt die Erde!

Um ihn den Menschenfreund auf Deutschland's Thron,
Den großen Liebesin'ger der Nation,
Des gut'gem Herzen nah sich Jeder meinte;
Der, was das Schwert mit schneid'ger Wucht erzwang,
Mit seines Wesens Zauber uns errang,
In Liebe seines Volkes Stämme einte.

Berlin, am Tage der Beisetzung, den 18. Juni 1888.

In dieser Welt des Hassens welch' ein Bild!
Ein Fürst des Friedens, fromm, gerecht und mild,
Der Duldung Schirmherr und der Menschenrechte!
Die Liebe seines Lebens schönster Stern!
Ein echter Jollern tief in Mark und Kern, —
Ein Trost der Menschheit kamst Du dem Geschlechte!

Und Du warst unser! „Unser Fritz“! Dein Blick,
Dein sonn'ger Gruß, er traf uns wie ein Glück;
Ein Glanz der Freude lag auf Deinen Wegen.
Wie flogen, — wo Dein Heldenbild wir sah'n,
Dem Sieger von Sadowa, von Sedan —
Wie jauchzten uns're Herzen ihm entgegen!

Und dann — o graunvoll Leid' — o Gott! und dann,
Auf allen Herzen lag's wie schwüler Bann;
Des Jubels Laut erstarb in uns'rer Kehle,
Ein Schrei des Weh's hin durch die Lande ging, —
Voll Gram an seines Liebings Antlitz hing,
Voll Jammers hing an ihm die deutsche Seele.

Der mit dem mörderischen Schicksal rang,
Klaglosen Weh's das heiße Herz bezwang,
In Gott getrost, nicht seinem Rathschluß grollte,
Doch auf die Wunde heiß die Hand gepreßt,
Noch sinkend hielt an seiner Fahne fest, —
Sein Banner noch im Sterben ernst entrollte.

O Frühling, nimm ihn auf in deinen Schoß!
O laß ihn ruh'n, der grausen Bürde bloß,
Von Qual und Gram, von Glück und Ruhmesthaten!
Ach, einen schönern Lenz deckt dieses Grab!
Denn einen Frühling nahm er mit hinab
Von Hoffnungsblüthen und von Zukunftsfaaten. —

Im Sternendom nun weilt er Dem vereint,
Der, einsam stehend, nach dem Sohn geweint,
Sie halten Brust an Brust sich ewig wieder;
Und segnend auf den Enkel, auf den Sohn,
Den jungen Adler auf Germaniens Thron,
Schau'n sie im Kreis der hohen Ahnen nieder.

Julius Köhmer.

Ragrecht verboten.

Er ist erlöst.

Von Gerhard von Amynator.

Er ist erlöst! So hallte es am 15. Juni von einem Ende des Reiches bis zum anderen wieder. Jedem, der also ausrief, feuchtete sich das Auge und legten sich schmerzliche Falten um die zuckenden Lippen, aber auch Jeder unwillkürlich mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Gott hat es so gefügt; ihm sei Dank! Die Qual des edlen Dulders ist beendet; er ruhe in Frieden!“

Nur eine kurze Zeitspanne ist es, welche die Regierung Kaiser Friedrich's umfaßt hat; vom 9. März bis zum 15. Juni dieses Jahres, also vierzehn Wochen und einen Tag, hat er auf dem Throne der preussischen Könige die Würde des deutschen Kaisers geübt. Eine fast gleiche, nur um einen einzigen Tag längere Herrschaftsdauer hat in diesem Jahrhundert nur noch Frankreich erlebt, als der von Elba zurückgekehrte erste Napoleon mit schon gelähmten Schwingen noch einen letzten Adlerflug versuchte. Die Geschichtsschreibung hat jene Zeit die „hundert Tage“ genannt, und wir könnten diese unsere jüngste Vergangenheit vielleicht die „neun- undneunzig Tage“ nennen, wenn die kurze beider Perioden nicht auch deren einzige Ähnlichkeit wäre, während im Uebrigen ein so ungeheurer Unterschied zwischen ihnen besteht, daß jede sonstige Beziehung ausgeschlossen erscheint.

Begrüßt von der begeisterten Liebe seines Volkes, überschüttet mit Heilwünschen und Blumenpenden, betrat Kaiser Friedrich, aus Italien kommend, die Grenze seines Reiches; nicht der Wahn und Ehrgeiz, sondern die Selbstentäußerung und Pflichterfüllung ließen ihn mit zwar schon matter Hand, aber in ungebrochener, eiserner Willenskraft nach der Krone seines Hauses greifen. Ach, wie ist dieser edle, sein Leben für das Wohl des Volkes so klaglos dahin gebende Dulder geliebt und verehrt worden! Jeder seiner Athemzüge wurde belauscht, jeder Bericht über sein Befinden verschlungen! Hoch und Niedrig sprach nur von ihm, zitterte nur um ihn, betete nur für ihn! Wie hoffnungsvoll schauten wir Alle wieder herein, wenn die Ärzte Erfreuliches melden durften! Wie fraß uns die Sorge am Herzen, wenn es wieder schlechter um den hohen Kranken stand und den schlimmsten Befürchtungen wieder Thür und Thor geöffnet schien! So kurz er regierte, so wahrhaft einzig in ihrer Art war seine Herrschaft, denn ununterbrochen sorgte sich um ihn das große Herz seines Volkes, und wohl noch nie ist das Gewölbe des Himmels mit so ungezählten, heiß verlangenden und immer gleichen Bitten bestürmt worden, als es im Lense dieses Jahres geschehen ist. Und keinem menschlichen Gegner ist der erhabene Dulder erlegen; die Macht, der er sich körperlich, aber nicht seelisch, beugen mußte, war eine überirdische; nur der Tod konnte ihn der Liebe und Verehrung seiner deutschen Stämme entreißen.

Am Grabe eines Fürsten, der nur vierzehn Wochen lang den Druck der Krone, — ach, es war für ihn nur eine Dornenkrone! — auf seiner edlen Stirn gefühlt hat, richtet sich unser Blick unwillkürlich mehr in das Vorleben desselben, durch das er uns weit inniger vertraut geworden ist. Fast drei Jahrzehnte lang hat

Kaiser Friedrich in unvergleichlich herrlicher Mannes-schöne als Kronprinz und Paladin zunächst am Kaiser-throne gestanden, und es giebt wohl keine Hütte im Vaterlande, in der nicht ein Bildniß von ihm an der Wand hänge. Als Feldmarschall in Generals-Uniform, im blauen, gelbtragigen Koche seiner zweiten schlesischen Dragoner, im weißen Koller und stahlblitzenden Panzer seiner Paserwaller Kürassiere, im schlichten, knappen Jagd-Anzuge, die kurze Majer-Pfeife im freundlich lächelnden Munde, ist er eine der beliebtesten und volkstümlichsten Gestalten geworden, und der gemeine Soldat und der Landmann, der Handwerker und der Tagelöhner kennen ihn nicht minder genau, als die Hof- und Adelskreise, die täglich mit ihm in Berührung kommen durften.

Wir Alle wissen, daß, wie reich und wohl verdient ihm auch der Lorbeer des siegreichen Feldherrn die Schläfen schmückte, er im Grunde seines edlen, liebreichen Herzens doch den mörderischen Krieg haßte, und daß er vielmehr ein feinsinniger Kenner und großmüthiger Beschützer der schönen Werke des Friedens war. In dieser Richtung aber wurde er von jener hochgearteten, allseitig gebildeten und geistig freien Frau bestärkt und unterstützt, der er einst zagend das weiße Heideblümlein überreicht hatte, und die ihm inzwischen als liebende und geliebte Gattin gefolgt war in sein fürstliches Heim an der Eyree. Alles Hervorragende, was Kunst und Kunstgewerbe in neuerer Zeit bei uns geleistet haben, verdanken wir hauptsächlich dem Anstöße, den das bis zum März dieses Jahres noch kronprinzliche Paar diesen friedlichen Bethätigungen des Menschengeschlechtes gegeben hat, und zweifach erschüttert, weil auch von wehmüthigstem Dankgeföhle überwältigt, werden die bildenden Künste und die meisten der Gewerke um ihren heimgegangenen Mäcen und Kaiser ihre Banner schwarz verhüllen.

Das Leben eines solchen Fürsten läßt sich eben nicht im Auszuge geben, wenn man nicht die feinsten Blüthen desselben unverzeihlich übergehen will, und so möchte ich mich für den Zweck dieses knappen Artikels darauf beschränken, zum Charakterbilde Friedrich's III. einige kleine Züge hinzuzufügen, die mir die Günst des Zufalls aus eigener Erfahrung nach dem Leben zu zeichnen gestattet. Kaiser Friedrich war im Jahre 1857 Kommandeur des damaligen ersten Infanterie-Regiments (heutigen zweiten schlesischen Grenadier-Regiments) in Breslau, und ich hatte die Ehre, als Mitglied des Offizier-Corps dieses Regiments unter ihm, als meinem directen Vorgesetzten, zu stehen. Einst hatte ich ihm eine dienstliche Meldung im königlichen Schlosse zu machen. Nachdem er dieselbe in Empfang genommen hatte, gab er die strenge Haltung des Dienstes auf und erzählte mir kameradschaftlich: „Ich habe Ihr neues Gedicht“ (ich hatte zur Einweihung unserer Offizier-Speise-Anstalt einen Toast sprechen dürfen, in dem ich der hohen Braut des prinziplichen Obersten gedachte), „meiner Braut nach England geschickt, sie läßt Ihnen bestens danken.“ Ich verbeugte mich hochbeglückt durch diese gnädige Mittheilung. „Haben Sie schon,“ fuhr er fragend fort, „das Bild meiner Braut gesehen?“ Ich verneinte. Er ging an einen Schreibtisch und holte ein kleines, auf Eisenblein gemaltes Bild, wenn ich nicht irre, von Winterhalter. „Das ist sie!“ sagte er leuchtenden Auges und gab mir das Bild in die Hand. Ich betrachtete überrascht und gerührt das süße, sinnige Angesicht eines knapp

siebzehnjährigen Mädchens mit wunderbar großen Augensternen von einem geradezu unbeschreiblichen Zauber. „Nun, wie gefällt es Ihnen?“ scherzte er, mir die Hand auf die Schulter legend. „O,“ stammelte ich verlegen, „Königliche Hoheit, erlassen Sie mir gnädigst die Antwort!“ „Warum?“ fragte er mit verstellter Drohung. „Weil jede Antwort, die der Wahrheit entspräche, wie eine plumpe Schmeichelei klingen würde.“ „Bravo!“ rief er befriedigt, „Sie haben sich gut aus der Affaire gezogen; auch dieses kritische Urtheil über das Bild soll meine Braut erfahren.“ Und er nahm es wieder an sich, blickte es noch einmal verzückt an und trug es zärtlich wieder nach seinem Plage. Ich erzählte von dieser Unterhaltung meinen Kameraden, und es galt in unserem Kreise fortan für eine ausgemachte Sache, daß der Prinz in seine Braut „ganz furchtbar verliebt“ sei.

Ab und zu zog der prinzipliche Oberst einige Offiziere des Regiments an seine Tafel im Schlosse; aber mehrmals in der Woche fuhr er zu uns heraus nach dem Bürgerwerder, wo wir unseren Offizierstisch hatten, und nahm Theil an demselben. Es war ein heißer Sommer, und wenn der Prinz bei uns speisen wollte, erschien häufig eine Stunde vor ihm sein Phaeton und brachte uns einen Korb Mosel und Schaumwein zu einer erquickenden Bowle. Eines Tages hatten wir wiederum eine solche Bowle getrunken. Er zog sich mit in das Kaffeezimmer zurück und zündete sich eine Cigarre an, was auch für uns das Zeichen zum Mauchen war. Er erzählte von Paris, wo er das Jahr zuvor in der Diana-Galerie der Tuilerien mit dem Kaiser Napoleon und seiner Gemahlin festlich getafelt hatte. Auf meine etwas neugierige Frage, welchen Eindruck denn der französische Kaiser und Eugenie gemacht hätten, antwortete er anerkennend: „O, sie spielen Beide ihre Rolle sehr gut.“ Diese Aeußerung, die ich mir wörtlich gemerkt habe, hat mir immer außerordentlich gefallen; sie verräth, daß der scharfblickende Hohenzoller schon damals in dem französischen Kaiserpaare etwas Gemachtes, Theatralisches sah; er hielt Beide nur für Rollenpieler, die, wenn der Vorhang des Geschickes fällt, die Maske ablegen und wieder in ihre früheren Verhältnisse zurückkehren.

Die warme Herzlichkeit und Milde des Prinzen zeigte sich überall, wo nicht der Dienst zu strengeren Formen zwang. Bei einem Diner, das er uns Offizieren einst gab, hatte ein junger Lieutenant zu tief in das Champagnerglas geknickt. Der Prinz sah, daß der Angeraufchte Mühe hatte, sich aufrecht zu halten, und plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter und hörte eine bekannte Stimme in mein Ohr zischeln: „Thun Sie ein kameradschaftliches Wort und bugfieren Sie jenen Schiffbrüchigen in irgend einen Rothhasen.“ . . . Der etwas unsichere Kamerad erfuhr von dieser Aeußerung des Prinzen und wurde urplötzlich nüchtern; der Prinz aber machte ihm später ein vertrauliches Kompliment wegen seiner Willenskraft.

Im März 1864 lag ich schwer verwundet im Johanner-Lazareth zu Jüdensburg; ein dänisches Geschos hatte, auf meine Taschenuhr aufschlagend und durch das an derselben befestigte Medaillon mit dem Bilde meiner Braut abgelenkt, mein Herz verschont und nur die Hüfte durchbohrt. Eines Morgens, — ich war eben verbunden und mit dem Höllensteinstifte gemartert worden, — erschien der Prinz und setzte sich auf meinen Bettrand. „Wie geht es?“ Ich berichtete. „Sagen Sie,“ fuhr er fort, „man erzählt sich ja eine merkwürdige

würdige Geschichte von einem wunderthätigen Bilde, das Ihnen das Leben gerettet haben soll. — zeigen Sie mir's doch einmal!" Ich gab ihm die halb zerstoßene Uhr mit dem ebenfalls verbeulten Medaillon. „Da sehen Sie," sagte er halb ernst, halb scherzend, „welche Wunder die Liebe thut. Grüßen Sie Ihre Braut von mir; sie hat ihre Sache sehr gut gemacht. Diese Uhr müssen Sie reparieren lassen und als Talisman weiter tragen. Soll ich nach Potsdam telegraphiren, daß Sie bald wieder zusammengeflickt sind?" Herzlich dankend, nahm ich das gnädige Anerbieten an. Noch am selben Tage erhielt die Familie meiner Braut ein beruhigendes Telegramm. Die in Potsdam künstlich und mühsam wieder hergestellte Uhr trage ich heute noch.

Vor einigen Jahren schlenderte ich am späten Abend noch durch den Park von Charlottenhof. Es war im Herbst, und der Abend war dunkel und feucht. Meditierend war ich in den Park eingetreten und hatte vergessen, meine Cigarre auszuheften zu lassen, obgleich das Rauchen daselbst verboten ist. Keine Menschenseele war zu sehen; ich paffte munter fort und überlegte den Stoff, den ich am anderen Morgen bearbeiten wollte. Plötzlich tönte eine Stimme hinter mir: „Nun, Amgator, schmeckt die Cigarre?" Es war der Kronprinz, der mich auf seiner einsamen Parlpromenade ungehört eingeholt hatte. „Ach, Kaiserliche Hoheit," sagte ich bestürzt, „ich bitte unterthänigst um Entschuldigung, ich war so in Gedanken vertieft, daß ich meine Uebertretung des Rauchverbotes gar nicht bemerkt habe." Ich wollte meine Cigarre fortwerfen. Doch er faßte meinen Arm: „Um Gottes willen nicht! Ich bin froh, Jemanden zu treffen, der mir Feuer geben kann." Er holte sein Cigaretten-Tuteral aus der Tasche und rauchte nun ebenfalls. Ich mußte ihn begleiten. Nach einer Weile hob er an: „Was sagt das Publicum zu den Veränderungen in Charlottenhof?" (Dieses Gartenrevier war speziell unter kronprinzliche Verwaltung gestellt worden, und namentlich die Frau Kronprinzessin hatte es in mancherlei Hinsicht verschönern lassen). „Man findet sie reizend," erwiderte ich der Wahrheit gemäß, „die Entfernung des Unterholzes bringt die Schönheit der einzelnen Bäume weit mehr zur Geltung; es ist hier Alles lichter und duftiger und anmuthiger, als in Sanssouci, wo man manches weniger gepflegt finden will." Da hielt er mir die Hand auf den Mund: „Picht, pscht! unterfangen Sie sich nicht, unser Sanssouci zu tadeln, — wenn das meine Frau hörte, — sie hat auch dort ihre Anordnungen getroffen, und was sie thut, das ist Alles wohl überlegt und fein durchdacht!" Ich verbesserte mich sofort: „Kaiserliche Hoheit, ich meine auch nicht den Theil Sanssouci's, der unmittelbar an's Neue Palais grenzt, sondern mehr jene Partien, die man beim Eintritt vom Obelisk her erreicht." „Die gebe ich Ihnen preis" sagte er leichtthin, „die gehen uns nichts an; aber für Alles, was unter der Pflege der Kronprinzessin steht, muß ich Anerkennung verlangen."

Der hohe Herr war ein Freund der Schutzlosen und Hülfbedürftigen, auch der Kinder. Auf der Militär-Schwimm-Anstalt hatte sich ein Knabe (mein Neffe) den Fuß verlegt und hinte nach seiner Ankleidezelle zurück. Der Kronprinz hielt den kleinen, nackten Burschen an, erkannte ihn sofort trotz seines Adams-Kostüms und fragte, ihn beim Namen nennend: „Was hast Du denn?" „Ich habe mir etwas in den Fuß getreten, Kaiserliche Hoheit," antwortete der mit Thränen kämpfende. „Komm mit!" Der Kronprinz nahm ihn in seine eigene Zelle und ließ den Arzt vom Dienste rufen. Dieser mußte den tief eingedrückt Fremdkörper mit dem Messer aus der Fußsohle entfernen. Der Kronprinz hielt während der kleinen Operation die Hand des Kadetten und sagte ermunternd: „Du wirst mir doch auch tapfer sein? Wenn Du nicht suchst und nicht weinst, lade ich Dich nachher zum Frühstück ein. Sei standhaft! Beiße die Zähne auf einander oder kneise meine Hand, wenn Dir's weh thut!" Der kleine Mann fühlte sich durch diese wahrhaft väterliche Art so getröstet und so beim Ehrgefühl gepackt, daß er nicht muckste. Als er verbunden war, labte ihn der Prinz mit einem Gläschen Nothwein, ließ eine Droschke holen und schickte ihn, da er den Stiefel nicht anziehen konnte, in derselben seinen Eltern nach Hause.

Der Psycholog wird diese kleinen Züge nicht für ganz werthlos halten; sie bekunden Friedrich's Herzensgüte, Leutseligkeit, Nachsicht und Milde, jene echte und angeborene Menschenfreundlichkeit, die niemals nöthig hat, durch geheuchelte Herablassung um Volksthumlichkeit zu buhlen. Alles, was der Kaiser sagte, kam aus goldreinem, treuen und vornehmen Herzen und ging auch alle Mal zu Herzen. Die Art, wie er mit dem Niedrigsten aus dem Volke verkehrte, war geradezu einzig; ein Wort, ein Blick aus seinen blauen Augen, ein Druck seiner kräftigen Hand, und jede Seele schloß sich ihm auf. Und doch, welch' unnahbare Niene konnte er aufsehen, wenn es galt, tactlose Zubringlichkeit abzuwehren! Dann blickte er stolz von oben herab, jeder Zoll ein König. Er war ein eigenartig und großartig angelegter

Charakter, mit einer seltsamen Begabung des Herzens, und er würde, wenn ihm das Schicksal die Zeit dazu vergönnt hätte, hoch über den Parteien wirkend, unsehlbar viel zur Versöhnung der Gegensätze, zur Beruhigung der erhitzen Gemüther, zur Verallgemeinerung der Milde und Objectivität des Urtheils beigetragen haben. Aber es sollte nicht sein; ein unheilbar tödtliches Leiden hat ihn uns entzogen, und wir bedürfen des Aufblickes zu seinem herrlichen und hochgearteten Sohne, dem jetzigen Kaiser Wilhelm II., um uns durch die Tragik von Friedrich's Schicksal nicht gänzlich darnieder beugen zu lassen. Wenn uns das unverdiente Leiden, der Untergang jenes gekrönten Menschenlieblings wie ein Sieg des neidischen Fatums, wie ein Triumph der Ungerechtigkeit und Ungereimtheit erdrücken und völlig muthlos machen will, so soll uns gerade der durch jede echte Tragik bedingte Rückschlag unserer Vernunft, die sich durch die Uebermacht eines scheinbar grausamen Geschickes nicht erschüttern, noch einschüchtern läßt, wieder erheben und jene Läuterung in uns erzeugen, die uns wieder fest und hoffend in die Zukunft blickend lehrt. Der Dämon des Leidens konnte wohl den Leib des Dulders tödten, aber nimmer seine Seele, nimmer seine Liebe, die in uns und unseren Nachfolgern leben und fortwirken wird als ein unversiegbarer Quell des Segens, der Kraft und des Friedens. Nun ist er erlöst!

Er ist erlöst! Ein Valdur voller Güte,
An Hulden reicher, denn ein Asenjohn,
So stand er einst in kräft'ger Mannesblüthe
Als glanzumstrahlter Erbe nächst dem Thron.
Um einen Blick von ihm man froh sich mühte,
Vor seinem Grabe alle Sorgen stoh'n;
Goldig verklärte er der Zukunft Wolke,
Wie ein Verheißungsstern dem deutschen Volke.

Und als vor Monden erst die Trauerglocken
Dem Reiche klagten Kaiser Wilhelms Tod,
Brach er vom Strand, da frühe Weichen loden,
Zur Heimath auf, wie's ernste Pflicht gebot.
Wir zitterten um ihn beim Fall der Glocken;
Doch er, entschlossen und der eignen Noth
Nicht achtend, ging den schweren Weg zum Throne
Und nahm, ein Martyr, sich die Dornenkrone.

Nun ist auch ihm schon Zeit und Leid veronnen,
Zit's uns auch immer noch, als könnt's nicht sein!
Er, unser Held, der Vorbeer sich gewonnen
Auf jeder Wahlstatt; der im Feuerpei'n
Der Schlacht uns frischte wie ein Zaubertonnen
Siegroher Zuversicht; der über'n Rhein
Im Sturm einführte seine Heldenbaren,
Die Preußen kitzend mit den Bajwaren —

Auch er verließ uns? . . . Ach, die Glocken tönen
Ein banges Ja! Der Tod hat ihn gefallt!
Der edelste von Deutschland's edlen Söhnen
Entschwebte frei zu einer bessern Welt.
Der sich an's Bangen konnte nie gewöhnen,
Ging auch dem End' entgegen als ein Held
Und gab ein Beispiel, wie trotz schwerster Leiden
Man stark und klaglos soll vom Leben scheiden.

Ein Beispiel gab er! Schwertgewaltig blühte
Ihm manch ein Ahn mit gleichem thät'gen Muth;
Die Klinge manches Hohenzollern sprühte
Dem Feinde Funken aus dem Eisenhut;
Doch Keiner noch bewahrte gleiche Güte,
Wie er, im Leiden gleichen Duldermuth;
Selbst als der Schmitter Tod schon schwang die Hippe,
Hand noch ein freundlich Lächeln seine Lippe.

Ihm ward ein Trost in seiner Sterbestunde:
Er wußte sich geliebt, wie kaum zuvor
Ein Fürst geliebt ward auf dem Erdenrunde;
Sein Name schwellte jedes Herz empor;
Selbst Deutschland's Feinden webte bei der Kunde
Von seinem Leiden sich ein Thränenflor,
Und für sein Heil in brünst'gem Fleh'n sich hoben
Millionen Hände zu dem Lenker droben.

Man jagt, ein Brand, entzacht vom Wetterstrahle,
Erlösche, trifft ihn schnell der zweite Blitz;
So soll auch uns, die wir zum zweiten Male
Erschütteret steh'n vor'm led'gen Kaiserthum,
Der Schmerz sich dämpfen, denn die Jormeschale
Des Schicksals ist nun leer: der Kaiser Fritz
Ist sehrend seinem Vater nachgegangen,
Um eine höh're Krone zu empfangen.

So ruhe denn, entsagungsstarker Rede,
Der Heilung froh, vom schweren Kampfe aus!
Je kürzer Dir vom Thron zur Gruft die Strecke
Gemessen war, je hehrer war Dein Strauß
Gen Deines Siechtums Tüde. Vorbeer decke
Die Stätte Dir im stillen Friedenshaus!
Reich streute'st Du der Liebe edlen Samen,
Sei ew'ge Liebe Deine Ernte! Amen!

Rauchend verboten.

Aus großer Zeit.

Ein Erinnerungsblatt von Hasso von Udden.

Wie war es doch?
Daß sich auch die gewaltigsten Ereignisse, die
des Menschen Brust erbeben machen, nicht fest
und bleibend genug einprägen wollen, um sie
Jug um Jug, Bild für Bild wiedergeben zu
können! Was man erlebt hat, man möchte es
festhalten, ja, man meint, es als geistiges Eigen für immer
sein nennen zu dürfen, und doch ist das eitel Wahn, wenn das
Herz so übertoll ist, wie heute!

Sie empfand ich diese Wahrheit gleich schmerzlich, denn
jetzt. Ich wollte Euch von unserem theuren Helden erzählen,
ich meinte die Erinnerung an jene großen Augenblicke, da ein
Zufall, — ein Glückszufall, den ich preisen werde, so lange ich
athme, — mich ihm nahe sein ließ, bis in alle Einzelheiten
frisch und klar vor meiner Seele stehen zu sehen, und muß
Euch doch sagen, daß das, was ich berichten kann, Bruch-
wert gegen die Wirklichkeit ist, die ich erlebte.

Vielleicht geht es allen denen, die da Geschichte schreiben,
nicht viel anders. Je größer der Stoff, desto mehr entschwin-
det die Einzelheit. Nur die gewaltigen Ereignisse, die wahr-
haft großen Gestalten, die jene schufen, bleiben in Ewigkeit, —
wir Engländer, wir kleinen Räder und Rädchen verschwinden
in unser Nichts.

Nehmet mit dem süßlich, was ich Euch zu sagen vermag!
Nehmet des Herzens warmen Ton für alle Details, fählet mit
mir, anstatt kügelnd die kritische Sonde anzulegen, wie Ihr
mit mir trauert. Es sind nur seltliche Bilder aus einer
großen Zeit, wie sie sich in meiner eigenen Seele zurück-
spiegeln, welche ich vor Euch entrollen kann, — nicht mehr! . . .

Wir hatten aufstrebende Märche gehabt in den Tagen vor
Sedan; aber alle Strapazen waren uns gering erschienen, wir
fühlten, die Entscheidung stand unmittelbar bevor. Der heil-
lose Wirrwarr, welcher sich des Gegners bemächtigt hatte, und
aus dem bereits alle Zeichen der Verzweiflung sprachen, trat
fast bei jedem Schritte vorwärts hervor. In Carignan hatte
sich unsere prächtige Garde einer ganzen Anzahl mit allem
möglichen Kriegsmaterial beladener Bahnzüge bemächtigt, und
die braven Reiter ließen uns bereitwillig einige hochwil-
kommene Federhüte ab; dann trafen wir selbst auf einen ver-
lassenen Binwal-Platz und ernteten ein paar Körbe Sect zu-
gleich mit den fabelhaftesten Toiletten-Gegenständen. Mein
Vursche, der gute Junge, brachte mir am 31. Abends, gerade
als ich das schauerhafte Quartier, das mir angewiesen war,
beleuchtete, den Inhalt eines sehr eleganten Fouquetons heim,
welchen er auf der Landstraße „gefunden" hatte.

Vor vier Uhr Morgens wurden wir alarmirt, eine Viertel-
stunde später trabten wir auf der Straße von Chermery nach
Sedan vor. — Nach Sedan! Wer ahnte damals von uns Allen,
daß diese kleine Festung, die sich kaum merklich auf unseren
Karten abhob, einen Tag später ein Ort von weltgeschicht-
licher Bedeutung werden würde!

Es war noch halb dunkel, allmählig erst brach der Tag
durch, — ein nebeliges Morgenrauen, in dem alle Contouren
wie verschwommen erschienen. Nach einträchtigem Marsche
etwa schlug ein dumpfes, dann bald immer schärfer sich mar-
fendendes Geräusch an unser Ohr. Wir konnten es Alle, und
selbst unsere waderen Gänse spitzten die Ohren. Infanterie-
Feuer war es, in das sich ab und zu der dumpfere Ton des
Geschützes mischte, aus dem wir dann und wann auch das
Knattern der Mitrailleusen heraus zu hören meinten. Der
Tanz hatte bereits begonnen: die waderen Bayern rangen im
blutigen Kampfe um Bazailles.

Als wir gerade den Hang von Contout Ferme nach Frénois
hinabstiegen, — rechts neben uns sahen wir schon einzelne
Patrouillen der zehnten Manen von der vierten Kavallerie-
Division, die uns wie immer mit fröhlichem Jurus begrüßten,
— schallte es plötzlich hinter uns: „Rechts heran!" und ein
lautes Hurrab, wie von unwiderstehlicher Gewalt nach vorn
getragen, wälzte sich durch die Colonne fort.

Gleich darauf trabte Seine königliche Hoheit mit seinem
Stabe an uns vorüber, — der hohe Herr, General von
Blumenthal links neben sich, Allen voran! Das Herz schwoll
mir in der Brust, und doch ahnte ich noch nicht, was mir be-
vorstand.

Fünf Minuten später zügelte mein Rittmeister seinen alten,
braven Fuchs neben mir.

„Sie haben Glück, Junker!" strich er sich den langen
Schmurrbart und musterte mich und meine Fenela dabei, als
ob es nicht zur Schlacht, sondern etwa zur Parade ginge.
„Ich soll einen Ordennanz-Offizier für das Ober-Kommando
geben, — vorwärts, kleiner, das ist etwas für Sie. Sie
reiten, — er wies mir den Weg auf der Karte, — über
Frénois nach Donchery, dort müssen Sie sich weiter fragen.
Mit Gott, Junker, — halten Sie die Ohren steif, und . . . und
sorgen Sie, daß der Brannen nichts zutrifft."

Der Schwadronen-Chef verleugnete sich sogar in diesem
Augenblicke nicht.

Arme Fenela, habe ich Dir auch nicht Unrecht gethan, als
ich jetzt die Eisen in Deine, ach! leider schon recht abgemager-
ten Weiden stieß und davonstob, wie ein Foller! Ich hätte
kein preussischer Junker sein müssen, wenn ich in diesem Augen-
blicke nicht Alles um mich her übersehen hätte, auch des Wacht-
meisters leise verweisenden Blick, der selbst hier wieder einmal
zu sagen schien: „Gänse rund — ferngefund! Reitet Schritt —
kommt auch noch mit!" Guter Striech, Dein Grab deckt auch
fränkischer Boden!

In Frénois fand ich ein tolles Lohwobohu, — die vierte
Kavallerie-Division formirte sich bereits westlich des Ortes;
dicht am Dorfe traf ich auf einen alten Freund meines Vaters,
der das Glück hatte, dem Generalstabe des Großen Haupt-
Quartiers zugetheilt zu sein, und mir im Vorbeizug freund-
lich zunickte: „Majestät kommt hierher," hörte ich nur, „Glück
auf heute, mein Junge!"

Ich jagte durch eine lange Colonne von Batterien auf
Donchery zu, wurde dort zurückgewiesen und fand endlich
öftlich Piauz den Stab des Ober-Kommandos der dritten
Armee. Nachdem ich mich bei dem Hauptmann von Sommer-
feld vom zweiten Garde-Regiment, der, wie mir schien,
meine bereits schaumbedeckte Fenela mit sehr kritischem Auge
betrachtete, als dem Adjutanten, welcher mir zunächst zu Ge-
sicht kam, gemeldet hatte, zog ich mich zunächst vorsichtig in's
Hintertreffen zurück, — mir bangte etwas bei dem Anblick
des hohen Stabes.

Dann aber fesselte mich doch das Bild allzu lebhaft, als daß ich meine jugendliche Schüchternheit nicht hätte überwinden sollen. Zuerst begann ich, vom Weiteren zum Engeren übergehend, den Kreis dort unten, auf dem sich bald ein gewaltiges Stück Weltgeschichte abspielen sollte, zu durchmustern, dann wandte sich mein Blick wieder zu der näheren Umgebung zurück. Es mochte kurz nach sechs ein halb Uhr sein. Unten im Thale waltete noch dichter Nebel, von Sedan selbst, das doch nach der Karte kaum eine halbe Meile vor uns liegen konnte, sah man wenig, — den immer lebhafter anschwellenden Kampf der Baiern um Bazeilles aber konnte man nach dem Kanonendonner deutlich verfolgen. Auch Donchery uns zur Linken und der Lauf der Maas zeichnete sich klar ab; dann und wann glaubte ich sogar, meinen guten Krimmschecher zur Hülfe nehmend, eine lange, glitzernde Kolonne sich jenseits des Flusses entlang winden zu sehen.

Dreißig Schritte etwa von mir hielt der Kronprinz. Seine hohe Gestalt war hoch aufgerichtet, auf seinen Bügen meinte ich den Ausdruck froher Siegesgewißheit zu lesen. Aufmerk-

unten gewannen die Baiern, die Sachsen und unsere Garden sichtlich Terrain, links aber, wo die Maas im breiten Bogen nach Norden abbog, fehlte noch immer der Anschluß. Es schien mir wiederholt, als richte unser Heldenprinz fast sehnsuchtsvoll seine Blicke nach jener Seite hin, — schon vor mehreren Stunden, so hörte ich, hatte er den Major von Dahnke von seinem Stabe mit dem Befehl an die Generale von Kirchbach und von Gersdorff, welche das fünfte und erste Corps heran führten, abgesandt, jenen Maasbogen zu umgehen und auf Fleigneux und Jilly abzumarschiren. Hier galt es dann, der von Süden heranrückenden Maas-Armee die Hand zu reichen, den letzten Rückzugs-Weg, der dem Feinde blieb, den Weg nach Belgien, zu sperren. Noch aber war von den beiden Corps nichts zu sehen.

„He, Junker, vorwärts!“ rief mich plötzlich eine sonore Stimme aus meinen Träumereien. Ein jugendlicher Offizier der medlenburgischen Grenadiere (ich erkannte das an der goldenen Adjutanten-Schärpe) trat auf mich zu. „Sie scheinen gut beritten, begleiten Sie mich.“

aus den Augen leuchtete es wie unerschütterliches Gouvertan! Und dann wandte er sich plötzlich unmittelbar an mich: „Wie heißen Sie, Fähnrich?“ sagte er.

Drüben bei St. Menges hatte ich nicht gezuckt, als die erste französische Granate dicht neben mir den Boden aufwühlte, jetzt bebte ich plötzlich zusammen: daß es nicht vor Menschenfurcht war, brauche ich Euch nicht zu sagen, — es war das Gefühl einer seltenen, überwältigenden Freude.

Ich nannte meinen Namen.

Der Prinz lächelte mir gütig zu. „Ein guter Name, Junker, ist ein herrlich Erbtheil,“ sagte er. „Machen Sie ihm allezeit Ehre!“

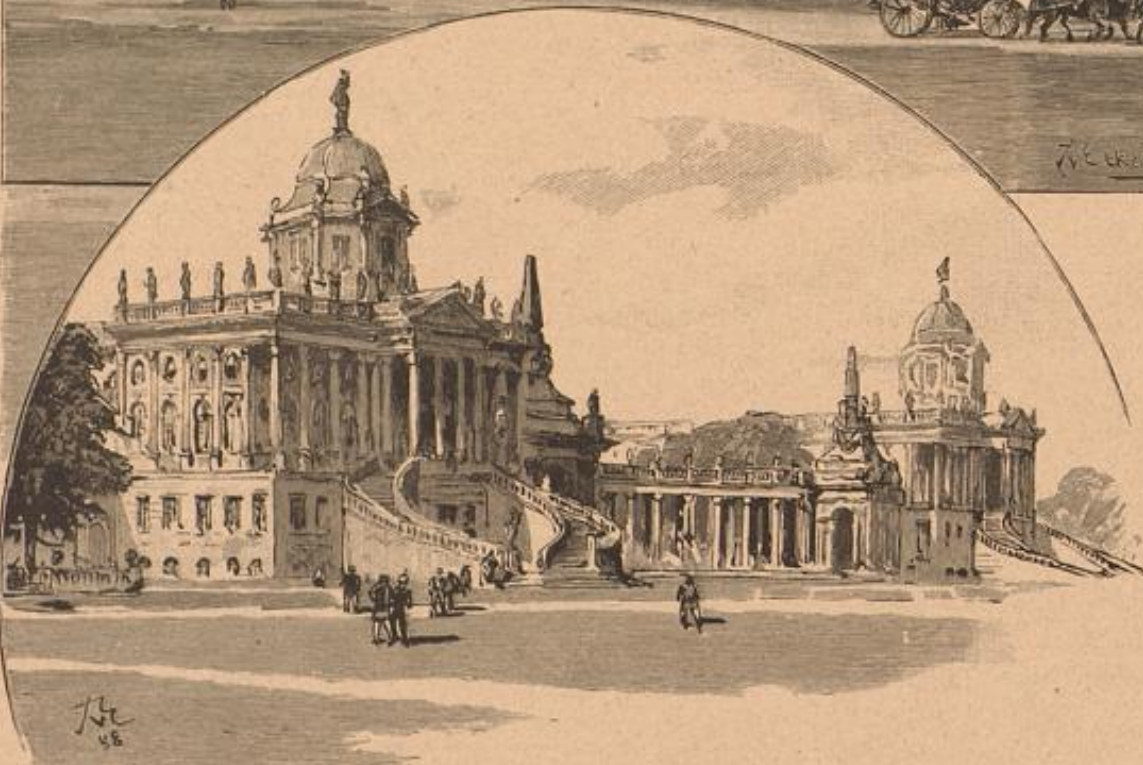
Ich will unseres theuren Kronprinzen Worte, gesprochen in solcher Stunde, früh Allen vermelden, — auch sie sind ein köstliches Erbtheil für Kinder und Kindeskinde!

Dann wandte der Prinz sich wieder zu Excellenz Numenthal. Ich hörte noch seine nächsten Worte: „Ich denke, wir können jetzt ruhig sein, — das Schwerste ist gethan.“

Es sollte aber doch noch manche schwere, ernste Stunde



Schloß Friedrichsruh bei Potsdam.
Von F. von Edenbrecher.



Die Communs, gegenüber dem Schlosse Friedrichsruh.

sam blickte er nach rechts hinunter, auf Balan und Bazeilles zu, dort mußte ja die nächste Entscheidung fallen. Ab und zu sprach er zu Excellenz Numenthal und zog wohl dann auch die Karte zur Hülfe; zum ersten Male sah ich bei dieser Gelegenheit, daß der Prinz das eiserne Kreuz trug. Dicht bei ihm hielten mehrere fürstliche Persönlichkeiten; ich erkannte nur den Herzog von Koburg und den Erbgroßherzog von Medlenburg-Schwerin, — etwas weiter zurück drängte sich, leise plaudernd, die Suite zusammen.

Allmählig wurde es lebendiger. Die Sonne stieg empor, der Nebel fiel. In der Tiefe sah ich es wie einen Kranz von Rauchwolken aufsteigen; rechts trabte eine Manen-Brigade vorüber, dann winkte der Kronprinz, und einer der Adjutanten jagte davon, — der Glückliche, wie ich ihn benedichte! Nicht lange darauf zogen lange Kolonnen auf Wadelincourt zu, um den vorgehobenen Posten gegen einen Durchbruch des Gegners zu besetzen, und mehrere Batterien gingen südlich und nördlich von uns in Stellung. Der Kampf entbrannte lebhafter. Die Escorte mußte abhauen, die Pferde wurden etwas zurück geführt, damit die Suite nicht zum Zielpunkte des feindlichen Feuers würde, — der Prinz hielt unbeweglich im Vordergrund.

Die Stunden verrannen. Deutlich konnten wir verfolgen (einer der Herren war so gütig, sich meiner anzunehmen und mich im Austausch gegen einen Schluck aus meiner gut gefüllten Feldflasche ein wenig zu orientiren), wie der weite Halbring um Sedan sich mehr und mehr vereinigte. Rechts

Eine Minute später sprengten wir in der Carrière auf Donchery zu und von dort auf Briancourt. Es war ein toller Kitt; die Straßen waren überall von Kolonnen überfüllt, oft jagten wir, Hinderniß auf Hinderniß nehmend, längs der Wege hin. Aber ich will ja nicht von mir und meinen kleinen persönlichen Erlebnissen an jenem Tage sprechen und muß daher kurz sein: dicht östlich St. Menges trafen wir endlich auf den General von Gersdorff, dem unser Auftrag galt. Wir tamen gerade noch zurecht, um zu sehen, wie unsere Siebenmündtzigiger das nur schwach verteidigte Dorf fast im ersten Anlaufe nahmen und wie dann drei Batterien gegen Floing aufzuehrien.

„Ich bleibe vorläufig hier,“ sagte mein Begleiter. „Reiten Sie zurück und melden Sie Excellenz von Numenthal, das erste Corps seze zum Angriff auf Floing an.“

Als ich eine halbe Stunde später wieder auf dem Dange östlich Briancourt anlangte, bemerkte ich, noch ehe ich meine Meldung abstatten konnte, wie das Gesamtbild sich verändert hatte: drüben im Norden, wo es bei unserem Wegritte noch still und friedlich ausgesehen hatte, bligte es jetzt gewitterdunke, — die Artillerien beider Corps hatten bereits in den Kampf eingegriffen!

Während ich, den Bügel meiner schaumbedeckten Fenela am Arme, meldete, blickte sich der Kronprinz nach uns um. Ich werde den Ausdruck, der über seinem männlich schönen Antlitz lag, niemals vergessen, — es war ein eigener, tief ernster Zug, und doch wieder etwas von froher Siegeszuversicht, —

kommen, ehe der Sieg wirklich ganz entschieden war: das heiße Streiten um Jilly, der Kampf um den Wald von Garenne, — der todesmuthige Reiter-Angriff der Division Marguerites. Wie ein gewaltiges Panorama breitete sich zu unseren Füßen das blutige Ringen der Hunderttausende aus, im weiteren Umkreise markirten sich Hüben und drüben die langen Artillerie-Linien, zeichneten sich die brennenden Dörfer ab. Dann, es mochte gegen vier Uhr sein, schien allmählig das Feuer der französischen Geschütze zu erlahmen, während unsere Batterien ein wachsendes Feuer auf die Festung im Thale selbst richteten, und dann, — dann verstummte plötzlich unten der Kampf einzelner Batterien. Aus dem sich verziehenden Pulverdampfe tauchten dichte Massen der Franzosen auf, welche der theilweise schon brennenden Stadt zudrängten; hier und dort fällt noch ein Schuß, — nun ist Alles still.

Auf den Kronprinzen sprengt ein höherer Offizier zu. Alles geräth in Bewegung, man flüstert, man drückt sich die Hände, hier und dort feuchtet ein erstes Namensange eine blühende Thräne, — noch wagt Niemand es auszusprechen, was jedes Herz fühlt: die Schlacht ist gewonnen, — der Sieg ist unser. . . . ein Sieg, — ein unvergleichlicher Sieg!

Eine Viertelstunde später schaute ich, wie im Traume verloren, ein Bild, das nie mein Gedächtniß verlassen wird: ich sah den Kronprinzen vor seinem greisen Vater, der ihn zu sich nach der Höhe bei Trénois gerufen, von welcher aus der König den Gang der Schlacht beobachtet hatte, — ich sah den Sohn sich über die Rechte des Vaters beugen und sah dann, wie der Vater den Sohn tief bewegt an seine Brust zog. Es war die Umarmung zweier Helden, die ihres Gleichen nicht in der Weltgeschichte haben!

In meiner Seele aber tauchte in jenem Augenblicke die Erinnerung an eine ähnliche, ja an eine fast gleiche Scene auf, die mein Vater mit angesehen, von der er uns oft begeistert erzählt hatte: die Erinnerung an den Abend des 3. Juli 1866, an jene Begegnung zwischen dem König und dem Kronprinzen unweit Strefeth, in welcher der Vater dem Sohne das kleine Ehrenkreuz selbst übergab, das einst ihr größter Ahne „pour le merite“ gestiftet hatte. Sadowa und Sedan! Welche Fülle weltgeschichtlicher Ereignisse liegt nicht in diesen beiden Namen? Wann haben Vater und Sohn jemals gemeinsam gleiche Erfolge errungen! —

Gerade zwei Monate später war es, daß ich das Glück hatte, unseren theuren Königssohn ein zweites Mal unmittelbar von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Mein Regiment lag im Südosten von Paris, und wir waren erst vor kurzem von einem Streifzuge gegen Franc-tireurs zurückgekehrt, als ich die Nachricht erhielt, daß ein lieber, theurer Freund am 29. November vor Choisy le Roi schwer verwundet worden sei und in Versailles der Stunde harre, wo er nach der Heimath gebracht werden könne. Auf mein dringen-



Kaiser Friedrich im Park des Charlottenburger Schlosses, vor der Uebersiedlung nach Schloß Friedrichsruh. Von F. Stahl.

des Witten erhielt ich, — inzwischen zum Offizier befördert, — auf zwei Tage Urlaub, ihn zu besuchen.

Ihr Jüngsten könnt Euch kaum denken, welch' eigenthümlichen Eindruck damals die alte Königshadt auf Jeden machte, der ein Herz in der Brust und klare Augen hatte. Auf Schritt und Tritt mischten sich die Erinnerungen an jene Zeiten, in denen von Versailles aus Deutschland und der Welt Befehle gegeben worden waren, die Erinnerungen an den Uebermuth der französischen Ludwig und des großen Korfen mit den frischen Erscheinungen, welche die Gegenwart gezeitigt hatte. Versailles schien als Hauptquartier unseres Königs fast eine deutsche Stadt geworden. Zwischen den hohen Gestalten unserer braven Vorfahren verwichen die verhaßten Gesichter der wenigen zurückgebliebenen Einwohner gänzlich, — im Hotel des Reiterbois hörte man nur deutsche Laute, — das einzige französische, was dort noch Geltung hatte, war der perlende Wein der Champagne, den die Kammeraden sich trefflich munden ließen.

Mein Freund Max lag, wie ich bald erkundete, in dem im Schlosse eingerichteten Lazareth. Ja, das Erdgeschloß des stolzen Schlosses Ludwig's XIV., in dem König Wilhelm zu wohnen vermahnt hatte, war ein deutsches Lazareth geworden, und, bei Gott, es hat niemals eine edlere, eine schönere Bestimmung gehabt. Ich war noch nie in einem Lazareth gewesen, und es ging mir wie den meisten Soldaten: das Herz bebte mir, als ich so durch die langen Reihen von Krankenbetten hindurch schritt, mehr als je im tosenden Lärm der Schlacht. Da lagen die Tapferen, die für Deutschland's Ehre gefochten hatten, und die pomphaft geschmückten Wände, die goldschimmernden riesigen Kronleuchter contrastirten so seltam mit den schlichten Schmerzlagerern und den einfachen Bettstätten, aus denen die sieberkranken Augen der Verwundeten wie träumend zu den glänzenden Plafonds emporstauten.

Mein guter Max war Gottlob besser fortgekommen, als ich nach den bisherigen Nachrichten geglaubt hatte; die Kraft der Natur, die ihm allerdings eine Rippe zerichmetert hatte, schien vorher durch einen Anprall an den Lauf seiner Jägnadelbüchse geschwächt worden zu sein. Der einjährig freiwillige Oberjäger blühte daher schon wieder ganz munter in die Welt hinein, und wir durften mit Genehmigung des Arztes verträglich plaudern.

Da öffneten sich plötzlich die Flügelthüren des Saales, und herein trat — unser Kronprinz!

Ich trat beschleunigt bis an das Kopfende des Bettes zurück, sodas mich einer der mächtigen Fensterpfeiler halb verdeckte. Von hier aus aber konnte ich jeden der tief ergreifenden Momente, die nun folgten, deutlich beobachten. Ich sah, wie sich plötzlich über die bleichen Gesichter aller Verwundeten ein Schimmer wahrhaft verklärenden Glückes ausgoß, wie sich die wunden Männer halb emporrichteten, und wie aller Augen sich in erwartungsvoller Freude dem geliebten Herrscherohne zuwandten.

Und dann sah ich, wie der Kronprinz von Bett zu Bett schritt, wie er sich liebevoll über jede einzelne Lagerstätte beugte, für jeden Einzelnen ein herzliches Wort, einen theilnehmenden Zuspruch hatte. Ich hörte, wie er hier nach dem Ort der Verwundung fragte, wie er sich dort erkundigte, ob die Schmerzen nachgelassen hätten, wie er mit diesem scherzhaft von der Heimath plauderte und mit jenem ernst von dem letzten Gefecht. Die seltene Hohenzollern-Gabe, in warmem Herzenstone für jede Gelegenheit das rechte Wort zu finden, sie trat mir hier ganz besonders scharf entgegen. Das war kein steifer Krankenbesuch, das war nicht das bloße Erfüllen einer Pflicht, — wir Alle fühlten und empfanden, der Kronprinz war einem Herzensbedürfnis gefolgt, als er hierher kam, und was der Herrliche that und sagte, es kam vom Herzen, und es ging zum Herzen!

Ja, es ging zum Herzen! Wie die Augen der Männer hoffnungsfreudiger, zuversichtlicher ausleuchteten, wenn ihr Fritz, ihr geliebter Heerführer, sich über sie beugte, — wie sie jedem seiner Schritte folgten, bis er den ganzen Saal durchschritten hatte, — wie sie jubelten, als er sagte: „ich komme bald wieder!“ Und als der hohe Herr dann schon in der Thür stand, da richtete sich plötzlich aus dem Lager neben Max noch einmal ein schwer Verwundeter auf und hob die Rechte empor und rief ganz gegen alle Lazareth-Ordnung: „Unser Kronprinz soll leben! hoch! hoch! hoch!“ Und all' die Verwundeten und Kranken stimmten begeistert ein. Noch einmal wandte der Prinz sich um, — auf seinen edlen Jügen lag der Ausdruck einer seltenern, mit Nahrung gemischten Freude, in seinen Augen schimmerte es feucht. Dabei lächelte er leise und hob wie drohend den Finger: „Wollt Ihr wohl still sein, Kinder! Wenn der Doctor Euch hört, läßt er mich nie mehr zu Euch. Und das sollte mir doch sehr leid thun!“ Noch einmal nickte er freundlich, es war jedem Einzelnen, als gelte das Reigen des theuren Hauptes gerade ihm, — dann schritt er eilends hinaus.

Der Kranke, der zuerst das Hoch angestimmt hatte, war erschöpft zurückgesunken. Ich trat erschrocken schnell zu ihm heran, ich meinte nicht anders, als die Erregung, die Anstrengung könne ihm das Leben kosten. Aber er lächelte mir schon wieder zu: „Sorgen Sie nicht, Herr Lieutenant,“ stüsterte er leise. „Solche Freude tödtet nicht! Und wenn ich sterben sollte, so wolle ich, es wäre in diesem Augenblicke, ich würde ein himmlisches Glückgefühl mit hinüber nehmen in's Paradies.“

„Sehen Sie, Herr Lieutenant,“ fuhr der Verwundete, schon ein bejahrter Mann, nach einer kleinen Pause fort und strich sich mit der Rechten über die Augen, „ich bin viel in der Welt herumgekommen. Ich habe unter den englischen Fahnen in Südafrika gefochten, den größeren Theil des nordamerikanischen Krieges unter General Sheridan mitgemacht, hatte drüben jenseits des Oceans endlich eine sichere Stellung gefunden und dachte mein etwas abenteuerliches Leben in Ruhe zu beschließen. Als ich aber hörte, wie schände der Napoleon den Streif vom Baune gebrochen, wie man unsern König, in dessen erstem Garde-Regiment ich meine ersten Waffen getragen, in Ems zu beleidigen gewagt hatte, da kochte jeder Tropfen deutschen Blutes in mir. Du hast nicht Weib, nicht Kind, Du hast zwei kräftige Arme und solltest nicht mitthun? rief es übermächtig in meinem Innern, und ehe der Tag zu Ende, war mein Entschluß gefaßt; drei Wochen später steckte ich als Kriegsfreiwilliger wieder in des Königs Rock. Und mich reut's nicht, obwohl ich nicht weiß, wie's um mich werden soll, wenn mir die Doctoren meinen linken Arm hier nicht wieder ordentlich zusammensetzen. . . . mich reut's nimmer, denn ich möchte die Erinnerung an diesen heiligen Krieg nicht missen um Alles in der Welt, die Erinnerung an unseren König und unseren Kronprinzen und Alles, was sie gethan haben! So viel ich in meinem bewegten Leben gesehen habe, solche Männer, solche Generale sah ich nie, — was Wunder, so etwas giebt's nicht zum zweiten Male! Unser Gott hat wahrlich schon ein Wunder gethan, Vater und Sohn so aus gleichem Holze

zu schnitzen: heldenhaft und kühn, edel und mild, energisch und ergeben, treu und gerecht! Sie sind noch jung, Herr Lieutenant, und die Welt liegt noch vor Ihnen, aber denken Sie an mich: das Gedächtnis dieser Tage wird Sie nie verlassen, und kein Ereignis, mag es noch so groß scheinen, wird das überstrahlen, was wir in den letzten Monaten erlebt! Gott erhalte uns nur unsern geliebten König und seinen herrlichen Sohn!“

Als ich eine Woche später noch einmal nach Versailles kam, war die Lagerstätte des Deutsch-Amerikaners leer. Max erzählte mir auf meine Frage, daß derselbe nach einer zweiten schweren Operation seiner Wunde erlegen sei — seine letzten Worte waren gewesen: „Mein König — mein Kronprinz — immerdar!“ Dann hatte er noch einmal mit der gesunden Rechten sein eisernes Kreuz ergriffen und es an die Lippen gezogen. So hatten seine Augen sich für immer geschlossen.

Und wieder waren zwei Monate in's Land gegangen, als ich den Kronprinzen zum dritten Male sah.

Wieder war es im stolzen französischen Königsschloß — es war zu Versailles am 18. Januar, am Tage der Kaiserkrönung. Im herrlichsten Räume des Schloßes, im Spiegelsaal, standen wir mit unseren Fahnen und Standarten um den roth-bekleideten Altar, von dem das heilige Symbol unseres gerechten Kampfes, das eiserne Kreuz, herableuchtete. Ihr kennt aus hundert beredeten Schilderungen den so einfachen und gerade darum so erhebenden Vorgang selbst. Aber seine ganze Weihe hat doch nur der mit empfinden können, der ihn selbst mit erlebte. Mein Herz, meinte ich, müßte mir jetzt jpringen, als unter den freudig ernsten Tönen des ehrwürdigen Liedes: „Jauchzet dem Herrn“ unser greiser Kaiser eintrat, als der Kronprinz ihn empfing und ihn an den Altar geleitete, als dann nach der Predigt der König durch die Reihen schritt und vor den Fahnen stehen bleibend mit tiefbewogener Stimme seinen Willen, die Kaiserkrone anzunehmen, erklärte, und Graf Bismarck die feierliche Proclamation verlas. Kein Auge blieb thränenleer, als der Großherzog von Baden das Huldigungshoch auf den deutschen Kaiser ausbrachte, und Vater und Sohn, Kaiser und Kronprinz, sich gerührt an die Brust sanken; der erste wahrhaft deutsche Kaiser, der erste deutsche Kronprinz!

Der unerbittliche Schmitter Tod hat kein Recht gefordert: Kaiser Wilhelm, der Siegreiche, ist nicht mehr, über Kaiser Friedrich, den Dulder, hat sich ein allzufrühes Grab geschlossen. Gottes Wege sind wunderbar, uns Menschen kommt es nicht zu, an seinem Willen zu rütteln, noch zu deuteln!

Aber todt ist nur das Irdische! Wie die Seele ewig fortlebt dort, wo kein flügelnder Verstand je eindringen wird, so lebt und bleibt auch hier auf Erden das wahrhaft Große, das wahrhaft Gute immerdar! Wie wir heute, so wird sich noch nach Jahrtausenden, wenn der reichere Blütenkranz der Nothe sich längst um alle Gestalten unserer Zeit gesponnen hat, die Menschheit von jenem wunderbaren, herrlichen Heldenpaar erzählen, die Vater und Sohn, in Kämpfen und Siegen ohne Gleichen, in treuer, rastloser Friedensarbeit ihr Volk, das deutsche Volk, einten und glücklich machten, so glücklich, wie Menschen überhaupt werden können.

Wir können nur in dankbarer Verehrung um unsere großen Heldenkaiser trauern und in Treue und Zuversicht auf das schönste Erbe hinblicken, das sie uns ließen: den Enkel, den Sohn! Auf ihn richten sich alle unsere Hoffnungen, er ist der Erbe auch all' der unendlichen Liebe, die Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich sich für alle Zeit in unseren Herzen gesichert haben!

Nachdruck verboten.

Kaiser Friedrich.

Von Fedor von Köppen.



Der Name „Friedrich“ ist mit der ruhmvollsten Zeit unserer deutschen Geschichte verflochten. Wir denken bei diesem Namen an jenen mächtigen Hohenstaufen-Kaiser Friedrich I. mit dem rothen Barbe (1152—1190), welcher bald gegen übermüthige Vasallen im Reiche, bald gegen die päpstliche Gewalt und die nach Freiheit strebenden lombardischen Städte, bald gegen Färcen und Sarazenen zu kämpfen hatte und endlich, ein siebzigjähriger Greis, auf dem Kreuzzuge im fernem Morgenlande unter den Wellen des Eubnus sein kühles Grab fand, und an jenen Anderen, den geistreichen und glänzenden Kaiser Friedrich II. (1215—1250), welcher außer der Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches die Kronen Deutschlands, der Lombardei, Siciliens, Burgunds, des arabischen Reiches und Jerusalems sein eigen nannte, und trotz aller seiner Macht erlag im Kampfe mit der geistlichen Gewalt des Papstthums, gegen die er keine Waffen hatte. Tief und unauflöslich haben die Bilder der beiden mächtigen Hohenstaufen-Kaiser sich in die Seele des Deutschen geprägt. Sei es, daß er in ihren leuchtenden Heldengestalten die Vorkämpfer deutscher Macht erblickt, sei es, daß er in ihrem unermüthlichen Kämpfen und Ringen, in ihrer kraftvollen Abwehr jeder Unbill, woher sie auch komme, verwandte Beziehungen mit dem eigenen, rastlos ringenden und strebenden Volksgeiste erkennt, — die Erinnerung an die hohenstaufische Ruhmeszeit wob sich mit goldenen Fäden in das deutsche Gemüth, sie klang fort in Lied und Sage des Volkes durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag, und als in diesem Jahre nach dem Tode unseres allverehrten Kaisers Wilhelm I., des Neubegründers des Deutschen Reiches, wieder ein Friedrich den deutschen Kaiserthron bestieg, da erwachte wohl in manchem deutschen Herzen die Hoffnung, daß vielleicht dieser Hohenzollern-Kaiser Friedrich, der schon vorher als edler Menschenfreund und als tapferer Besieger der Feinde des Reiches der Lieblich des deutschen Volkes geworden war, berufen sein möchte, die Herrlichkeit des Reiches, wie zur Zeit der Hohenstaufen-Kaiser, zu erneuern.

Eine leuchtende Siegfrieds-Gestalt mit offenem treuen Auge, prangend in Manneshöhne, Erbe der Macht und Liebe eines großen, siegreichen Kaisers, stand er, die demüthige Heldenfürt mit dem wohl verdienten Vorbeer geschmückt, da, ein Bild deutscher Manneskraft. Aber das neidische Schicksal hatte ihm einen bösen Feind zum Begleiter gegeben, der an seinem Lebensmark zehrte und seine Lebenskraft zerstörte, noch ehe es ihm vergönnt war, die Ziele, welche sein hoher Geist seiner Regierung vielleicht gesetzt hatte, erreichen zu können. Nicht an seinem Krankenlager wollen wir verweilen. Die

Tagesblätter haben uns genug des Schmerzlischen und Erschütternden von demselben berichtet; aber wir wollen unsere Herzen noch einmal erheben an dem Lebensbilde des edlen Fürsten in der Zeit seiner Jugendblüthe und seiner vollen Manneskraft; denn das ist der nachwirkende Segen eines edlen Menschenlebens, daß es noch Licht und Wärme in Millionen Herzen der Ueberlebenden ausstrahlt.

Die Umgebung des kleinen Prinzen, welcher am 18. October 1831, dem Jahrestage der für die Geschichte Deutschlands so entscheidungsvollen Völkerschlacht bei Leipzig, im Neuen Palais zu Potsdam geboren ward und am 13. November in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl erhielt, konnte freilich damals nicht ahnen, daß er dereinst berufen sein würde, den deutschen Kaiserthron zu bestigen, hatte doch auch sein Vater, der Prinz Wilhelm von Preußen; als zweiter Sohn des regierenden Königs Friedrich Wilhelm III., kaum Ansichten auf die preussische Königskrone. Die Erziehung des jungen Prinzen war daher auch keine andere, als den übrigen Prinzen des königlichen Hauses zu Theil ward, vielleicht, den Neigungen des Vaters entsprechend, unter besonderer Berücksichtigung der künftigen militärischen Bestimmung des Prinzen. So gerichte es den hohen Eltern zu herzlicher Freude, als am Geburtsstige des Vaters, 22. März 1839, „unser Fritz“ in der Uniform eines Grenadiers vom ersten Garde-Regiment zu Fuß, mit der hohen, blanken Grenadier-Mütze, in strammer militärischer Haltung vor seinem Vater trat und ihm mit der in festem, bestimmtem Tone gesprochenen Meldung überraschte: „Rapport von der Potsdamer Thorwache. Auf Wache und Posten nichts Neues“, worauf er nach dem Kommando seines Exerciermeisters, des Unteroffiziers Bludau, das ganze militärische Exercitium bis zum Einzeln-Vorbeimarsch zur Zufriedenheit des Vaters durchmachte.

Nachdem infolge des Thronwechsels im Jahre 1840 der Prinz Wilhelm als muthmaßlicher Thronfolger, — da die Ehe des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin Elisabeth von Baiern kinderlos blieb, — den Titel „Prinz von Preußen“ erhalten hatte, rückte auch für den Prinzen Friedrich Wilhelm die Wahrscheinlichkeit näher, dereinst den preussischen Thron zu bestigen. Die herrlichen Reden Königs Friedrich Wilhelm IV. bei der Krönung in Königsberg und in Berlin machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Prinzen und entzündeten in ihm eine heilige Begeisterung für sein Volk und Vaterland und für den hohen Beruf, Führer dieses Volkes und Herrscher dieses Landes zu werden. Diese Stimmung wurde in ihm durch seinen trefflichen Erzieher, den Professor Dr. Ernst Curtius (seit October 1844), genährt und befestigt. Im Unterrichte machte der Prinz bei seiner leichten Fassungs-gabe schnelle Fortschritte. Zur Erholung dienten kleine mit Fußtouren verbundene Reisen unter Leitung des Professor Curtius und in Begleitung einiger Altersgenossen nach der märkischen Schweiz, dem Thüringer Walde, Harz, der sächsischen Schweiz und dem Riesengebirge. Auch in der Erlernung eines Handwerks wurde der Prinz nach der Sitte im Hohenzollernschen Hause geübt. Er lernte die Tischlerei und Buchbinderei, und der Besucher von Babelsberg findet dort noch manches Probestück des fürstlichen Lehrlings. Geist und Gemüth des Prinzen wurden durch die Erziehung zu harmonischer Entfaltung gebracht. Da unterbrach die Bewegung des Jahres 1848 in unheilvoller Weise die Erziehung, die bisher einen so glücklichen Verlauf genommen hatte. Mit Schmerz sah der Prinz seinen eigenen hochverehrten Vater den Boden des Vaterlandes verlassen und in England seine Zuflucht nehmen, weil er dabei in schnöder Weise verdächtigt und verleumdet worden war. Prinz Friedrich Wilhelm, eine reine und edle Jünglings-Natur, begann damals fast zweifelhaft zu werden an dem Volke, auf das er bisher mit offenem, unbefangenen Herzen vertraut hatte, und seine Erzieher hatten Mühe, in ihm die jugendliche Heiterkeit des Gemüthes zu erhalten.

Die militärische Erziehung des Prinzen übernahm um diese Zeit an Stelle des erkrankten General-Major von Unruh der Oberst-Lieutenant Fischer, unter dessen Oberleitung der Major Gerwin und Hauptmann von Rasmser den Unterricht in den Kriegswissenschaften erteilten.

Am 3. Mai 1849 stellte der Prinz von Preußen seinen Sohn, der nach Hohenzollernscher Sitte bereits seit seinem zehnten Lebensjahre der Armee als Lieutenant angehörte, dem Offizier-Corps des ersten Garde-Regiments zu Fuß zur Dienstleistung vor. Bei diesem Anlaß richtete der Prinz von Preußen die folgende Ansprache theils an das Offizier-Corps, theils an seinen Sohn:

„Ich kann mir die Freude nicht verlagern, meine Herren, Ihnen persönlich meinen Sohn als Rekruten zuzuführen. Sie mögen sich denken, mit welchen Gefühlen ich dies thue. Ich empfehle ihn Ihrer Kameradschaft. Er ist in einer schweren Zeit dem practischen Leben entgegengetreten. Er hat im vorigen Jahre zum ersten Male einen Kampf, auch den seines eigenen Regiments gesehen, der, wenn auch siegreich, doch gegen einen unehelichen Feind geführt wurde. Er hat es gesehen, was es heißt, wenn eine Truppe, eine siegreiche Truppe, in schweigendem Gehorsam und mit Schmach bedeckt, unter den schwersten Verhältnissen festhält an der Disciplin und Ordnung, wenn eine Armee unerschütterlich bleibt in ihrer Treue. Und er wird vielleicht bald Gelegenheit haben, es von Neuem zu sehen, denn, meine Herren, wir stehen in einer bedeutenden Krisis, und wenn wir sie glücklich durchmachen, wird es wieder die Armee sein, die das Vaterland rettet, wie sie und der gesunde Theil des Volkes es schon einmal gerettet haben. Und so übergebe ich ihn Ihnen in der Hoffnung, daß er Gehorsam lernen wird, um einst befehlen zu können. Ich hoffe, er wird seinem Namen und seiner Armee Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geist, den Gott in ihn gelegt hat, nicht wahr? — Und dann“ — fuhr er, zu seinem Sohne gewendet, fort — „wünsche ich Dir, daß Du dereinst dasselbe erfährst, was Dein Vater erfahren hat. — Meine Herren, ich spreche es Ihnen nochmals aus, es ist die schönste Freude meines Lebens gewesen, zu sehen, wie die Treue und innige Theilnahme meiner Untergebenen sich in schweren Tagen in der Nähe und in der Ferne nicht verleugnet hat. — Das wünsche ich auch Dir. Und so thue nun Deine Schuldigkeit!“

In demselben Jahre, am 18. October, erreichte der Prinz mit seinem achtzehnten Lebensjahre seine Volljährigkeit und empfing aus diesem Anlasse viele Glückwünsche von Behörden und Privatpersonen. Den Vertretern seiner Vaterstadt Potsdam erwiderte er: „Ich bin zwar noch sehr jung, aber ich werde mich zu meinem hohen Berufe mit Ernst und Liebe vorbereiten und mich bestreben, einst die Hoffnungen zu erfüllen, welche mir dann als Pflichten auferlegt werden.“

Im November 1849 ging der Prinz in Begleitung seines bisherigen Erziehers Dr. Curtius auf die Universität Bonn

um die Rechtswissenschaft zu studiren. Daneben hörte er bei Krondahlmann, Löbell, Walter, Berthes und Mendelssohn Collegien über vergleichende Völkergeschichte, Politik, englische Verfassung etc. Die Universitätsstudien unterbrachen in angenehmer Weise Ausflüge in die Nachbarschaft, nach den jagdumkränzten Bergen und Burgen der romantischen Rheinufer. Wo der Prinz dabei mit der Bevölkerung in Berührung kam, da gewann er durch sein leutselig lebenswürdiges Wesen meist schon durch ein hingeworfenes Scherzwort, schnell die Herzen der munteren Rheinländer. Oft auch fuhr der Prinz zum Besuche seiner hohen Eltern nach Koblenz, wo der Prinz von Preußen als Militär-Gouverneur der westlichen Provinzen (seit dem März 1851) seinen Wohnsitz genommen hatte. Wenn er dann an der Seite seiner Mutter, der Prinzessin Augusta, die in den Rhein-Anlagen, dieser reizvollen Schöpfung der hohen Frau, sich blicken ließ, dann begrüßten die Koblenzer mit freudigem Willkommen den hoffnungsvollen hochgewachsenen Jüngling.

Im April 1851 machte der Prinz mit seinen Eltern und seiner Schwester, der Prinzessin Luise, eine Reise nach England, welche folgenreich für seine Zukunft wurde. Damals fand in London unter den Auspicien des hochsinnigen Prinzen Albert, des Gemahls der Königin Victoria, die erste Welt-Ausstellung statt, der erste große Wettkampf der Völker in den Erzeugnissen der Industrie und Kunst. Der Prinz sah sich hier von einer neuen Welt umgeben, welche ihm einen weiten, vergleichenden Blick auf die Gewerthätigkeit und den Reichthum der Nationen, gleichsam in ihr gesammtes friedliches Leben und Treiben und auf den Culturfortschritt der Menschheit gestattete. Auch noch einen anderen Eindruck nahm der Prinz von diesem ersten Aufenthalt in London mit. Er sah hier zum ersten Male die zehnjährige Victoria, Prinzessin Royal von Großbritannien und Irland, eine lieblich aussehende Mädchenknospe, und bewahrte seitdem ihr Bild in seinem Herzen.

Zurückgekehrt nach Berlin und Potsdam, widmete sich der Prinz für die nächste Zeit vorzugsweise der militärischen Thätigkeit, und zwar nicht nur, um dem Namen nach die verschiedenen militärischen Stellungen zu durchlaufen, sondern um den Dienst in der preussischen Armee gründlich und nach allen Richtungen kennen zu lernen. Im October 1851 zum Hauptmann und Compagnie-Chef der 6. Compagnie des 1. Garde-Regiments zu Fuß ernannt, trat der Prinz seinen Dienst als solcher mit demselben Eifer wie jeder Berufs-Offizier. Kein Detail des inneren Dienstes war ihm zu geringfügig, um sich darum zu kümmern. Er sah beim Appell selbst die Stiefelhöhlen der Mannschaften nach und zählte die Schweden, mit denen sie benagelt waren. Er avancirte 1853 zum Major, 1855 zum Obersten und wurde 1856 zum Kommandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß, darauf des 11. Infanterie-Regiments in Breslau, 1857 zum General-Major und Kommandeur der ersten Garde-Infanterie-Brigade, 1860 zum General-Lieutenant ernannt. Gleichseitig beschäftigte der Prinz sich unter Leitung des Herrn von Stottwell, Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, mit dem Studium der preussischen Verfassung und Staats-Verwaltung. Vor jeder Einseitigkeit bewahrte ihn sein Drang, in die Ferne zu schweifen und die Welt kennen zu lernen, dem er auch in dieser Zeit auf verschiedenen Reisen von Italien und der Schweiz bis nach den Fjorden Norwegens und nach dem schottischen Hochlande genigte.

Dort, im schottischen Hochlande, fand der Prinz die Blume, die er hinfort sein eigen nennen wollte, für das Leben. Im September 1855 hatte sich der Prinz Friedrich Wilhelm in Begleitung seines Adjutanten, des General-Major von Moltke nach Balmoral in Schottland begeben, um sich die Hand der Prinzessin Victoria, Prinzessin Royal von Großbritannien und Irland, zunächst bei ihrem dort weilenden Eltern, zu bewerben. Die Eltern hatten Gefallen an dem ritterlichen, edlen Hohenjoller-Prinzen und begünstigten seine Bewerbung. „Der Prinz hat mir recht wohl gefallen“, schrieb Prinz Albert (20. September 1855) an seinen Vertrauten, den Baron Stockmar. „Große Geradheit, Offenheit und Ehrlichkeit sind vorzüglich hervorsteckende Eigenschaften. Er scheint vorurtheilsfrei und in hohem Grade wohlmeinend, spricht sich als persönlich durch Nichts sehr angezogen aus. Daß sie nichts einzuwenden haben wird halte ich für wahrscheinlich.“ Neun Tage später schrieb die Königin in ihr Tagebuch: „Heute hat sich unsere geliebte Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der seit dem 15. bei uns ist, verlobt. Schon am 20. hatte er uns sein Anliegen mitgetheilt; aber um ihrer großen Jugend willen war es mir zweifelhaft, ob er jetzt mit ihr reden oder bis zu ihrer Wiederkehr warten sollte, entschlossen uns aber doch zu ersterem. Als wir nun heute Nachmittag den Craignish-Bau hinaufritten, brach er einen Zweig weißer Heideblumen, gab ihr denselben und knüpfte daran auf dem Heimwege, den Glen-Girnach hinab, Andeutungen seiner Hoffnungen und Wünsche, die dann alsbald glücklich in Erfüllung gingen.“

Seitdem war England öfters das Ziel der Reisen des Prinzen Friedrich Wilhelm, da der großen Jugend der Prinzessin wegen die Vermählung noch hinausgeschoben, wie auch die stattgefundene Verlobung noch nicht officiell bekannt gemacht wurde. Im December 1856 nahm der Prinz seine Rückreise von England über Paris um dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Kaiser Napoleon III. einen Besuch abzustatten. General von Moltke, der Begleiter des Prinzen, berichtet über diesen Besuch in einem Briefe aus Paris (Tuileries, Pavillon Marsoan, 13. December 1856):

„Am 7 Uhr war Diner in der Galerie de la Diane für den Hof des Kaisers. . . . Der Prinz, welcher die Kaiserin führte, sah zwischen dieser und dem Kaiser, ich hatte meinen Platz gegenüber. Ich hatte mir Louis Napoleon großer Gedacht; er sieht zu Pferde sehr gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge und der, ich möchte fast sagen, erloschene Blick seiner Augen fiel mir auf. . . . Die Kaiserin Eugenie ist eine überraschende Erscheinung. Sie ist schön und elegant. Hals und Arme sind von unübertrefflicher Schönheit, die Figur schlank, ihre Toilette ausgefacht, geschmackvoll und reich, ohne überladen zu sein. Sie trägt ein weißes Atlaskleid von so beträchtlichem Umfang, daß die Damen künftig noch einige Ellen Seidenstoff mehr brauchen werden als bisher. Im Haar hatte die Kaiserin einen scharlachrothen Kopfbuz und um den Hals eine doppelte Schür prachtvoller Perlen. Sie spricht viel und lebhaft und zeigt dabei mehr Lebendigkeit, als man an so hoher Stelle gewohnt ist. . . .“

Ueber den Eindruck, welchen der preussische Prinz auf das französische Kaiserpaar machte, erfahren wir aus dem Briefe, mit welchem der Kaiser Napoleon ein von der Königin Victoria ihrem künftigen Schwiegerohne mitgegebenes Schreiben beantwortete, das Nachfolgende: „Der Prinz gefiel uns sehr gut, und ich zweifle nicht, daß er die Prinzessin Royal glücklich machen wird; denn er scheint mir jede Eigenschaft zu besitzen, welche

seinem Alter und seinem Range zukommt. Wir haben uns bemüht, seinen Besuch ihm so angenehm wie möglich zu machen; aber ich fand, daß seine Gedanken stets in Osborne oder in Windsor waren.“

Die Kaiserin Eugenie schrieb über ihre preussischen Gäste: „Der Prinz ist ein großer, schöner Mann, fast einen Kopf größer als der Kaiser, schlank, blond, strohfarbener Schmirrbart, ein Germane, wie ihn Tacitus beschrieben hat, von ritterlicher Höflichkeit, nicht ohne einen Hamlet'schen Zug. Sein Begleiter, ein Herr von Moltke (oder so ähnlich), ist ein wortreicher Herr, aber nichts weniger als ein Träumer, immer gespannt und spannend, er überrascht durch die treffendsten Bemerkungen. Es ist eine impromptu Kasse, die Deutschen, Louis sagt: die Kasse der Zukunft. „Bah, nous n'en sommes pas encore là.“

Das öffentliche Geheimniß der Verlobung wurde erst am 16. Mai 1857 von beiden Höfen amtlich bekannt gegeben. Das englische Parlament beschloß auf die Anzeige der Verlobung mittelst einer Botschaft der Königin, derselben eine Mitgift von 40000 Pfund Sterling und eine lebenslängliche Rente von 8000 Pfund auszusprechen.

Am 25. Januar 1858 fand in der Kapelle des St. James-Palastes in London die Vermählung, am 8. Februar unter dem Jubel der Bevölkerung der Einzug des jungen Paares in Berlin statt. Ein Jahr darauf, am 27. Januar 1859, wurde dem glücklichen hohen Paare in dem ehemaligen Palais König Friedrich Wilhelm III., welches von demselben während seines Aufenthaltes in Berlin bewohnt wurde, ein Sohn geboren. Der alte Feldmarschall von Wrangel rief bei dem Herausstreten aus dem Palais, wo er soeben als erster Granulant seinen Namen eingetragen hatte, vergnügt der draußen harrenden Menge zu: „Es geht Alles gut, Kinder, es ist ein tüchtiger, derber Rekrut, wie man ihn nur verlangen kann!“ Dieser tüchtige, derbe Rekrut, welcher in der Taufe die Namen „Friedrich Wilhelm Victor Albert“ erhielt, ist unser gegenwärtiger hochverehrter Kaiser Wilhelm II. Einer Abordnung der beiden Häuser des Landtags, welche zur Gratulation erschienen, dankte der Prinz Friedrich Wilhelm mit den Worten: „Wenn Gott meinem Sohne das Leben erhält, so wird es meine schönste Aufgabe sein, denselben in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, welche mich an das Vaterland leiten.“

Am 2. Januar 1861 starb König Friedrich Wilhelm IV. und der Prinz von Preußen, welcher schon seit dem October 1857 die Regenschaft für seinen schwer erkrankten königlichen Bruder geführt hatte, bestieg jetzt als König Wilhelm I. den preussischen Thron; sein Sohn Prinz Friedrich Wilhelm aber ward jetzt Kronprinz von Preußen. In dem kriegerischen Jahrzehnt, welches unter der Regierung des Königs Wilhelm I. für Preußen begann, eröffnete sich auch für den Kronprinzen ein neues Feld zu ruhmvoller Thätigkeit als Feldherr und Kriegsheld. Aber nicht eitle Ruhmjacht bewegte seine Seele, sondern das stolze Bewußtsein, als erster Diener des Staates seinem Könige und Vaterlande und ihrer heiligen Sache auch mit dem Schwerte dienen zu sollen, führte ihn wiederholt hinaus in den Kampf für Preußens Ehre und Deutschlands Größe.

Zwar dem Feldzuge gegen Dänemark 1864 wohnte der Prinz nur als Zuschauer im Hauptquartier des Feldmarschall von Wrangel bei, er selbst bekleidete kein Kommando, sondern, wie man glaubte, eine mehr diplomatische als militärische Rolle; aber die Art, wie er, ein echter Soldat, alle Beschwerden des Feldzuges mit frohem Muthe ertrug, wie er in ersten Momenten oft bei den Truppen im Feuer erschien, die Offiziere mit den Scherznamen, die sie unter ihren Kameraden führten, anredete und sie an gewisse komische Episoden oder Situationen aus der Garnison- und Manöverzeit erinnerte, wie er auch den gemeinen Mann durch gemüthliche und leutselige Ansprache erquickte und erfreute, wie er bei den aus einem jugendlichen Gesichte heimkehrenden Truppen oft hinter der Windung eines von Knick- oder Wallhecken eingefassten Weges plötzlich aufsaute, um sie noch mit einem freundlichen Grusse, die zur Meldung ansprengenden Führer mit einem Händedruck zu ehren, gewannen ihm das volle Vertrauen und die hingebende Liebe der Offiziere und Mannschaften. Wenn er dann an einem kalten Wintertage im Wirbel der Schneeflocken, gemüthlich aus seiner kurzen Peise rauchend, den blonden Vollbart von Eiszapfen starrend, die Truppen auf der Landstraße auf ihrem Marsche durch die öde jütische Landschaft begleitete, dann sangen diese wohl lustig mit rauhen Kehlen nach der Melodie Prinz Eugenius, der edle Ritter:

„Unser Kronprinz starrt von Peise,
Fleiert der Bart, doch brennt die Peise,
Stopfte sich so manche schon,
Fehlt auf keinem Kampfgesilde,
Zubelad hebt ihn auf dem Schilde
Preußens Heer, den Königssohn.“

So haben wir ihn auch an jenem sonnigen Morgen, welcher dem Düppeler Sturm voranging (18. April 1864), an der Seite des alten Papa Wrangel, des „weißen Reiters“, dienen auf seinem gewohnten Schimmel, den Kronprinzen auf seinem prächtigen, hohen Vollblutpferde, und die zunächst reitenden Offiziere hörten etwa das folgende Zwiegespräch. Der Alte mit seelenvergnügtem Gesichte:

„Mir weht es wie ein Traum an, Ew. Königliche Hoheit, daß ich an Ihrer Seite heute den Tag erlebe, wo unsere alten Fahnen zu neuem Ruhm und Siege entrollt sind; mir ist so froh zu Muthe, daß ich sterben möchte.“

Darauf der Kronprinz mit einem Blicke auf das eiserne Kreuz, das die Brust des Alten schmückte:

„Sie haben freilich schon die eiserne Zeit der Befreiungskriege erlebt und Antheil an Ihrem Ruhme gehabt, Excellenz, aber ein eisernes Saatkorn soll auch heute hier gelegt werden. Glücklich diejenigen, denen es beschieden ist, die Früchte zu sehen, die, so Gott will, daraus hervorgehen werden!“

Nun, diese Früchte reifen bereits im Stillen heran, und dem Kronprinzen selber war es zwei Jahre darauf beschieden, die Schmittler zur Ernte zu führen.

Damals, an jenem entscheidungsvollen Tage, als die Schicksale Preußens und Deutschlands auf dem eisernen Würfel der Schlacht standen (am 3. Juli 1866), damals hing Alles von dem rechtzeitigen Eintreffen und Eingreifen des Kronprinzen mit der von ihm befehligten zweiten Armee auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ab. Der Befehl zur Theilnahme an der Schlacht, welche Prinz Friedrich Karl mit der ersten Armee durch den Angriff auf die Stellung der österreichischen Haupt-Armee eröffnen wollte, war bald nach Witternacht aus dem königlichen Haupt-Quartier zu Gitschin abgefertigt worden; ob derselbe aber noch rechtzeitig im Haupt-Quartier des Kronprinzen zu Königgrätz eintreffen, ob die Befehle für den Marsch der verschiedenen Corps und für die Concentration der zweiten

Armee noch rechtzeitig würden erlassen werden können, ob der Kronprinz mit seinen durch die Marsche und Gefechte der vergangenen Tage ermüdeten Truppen den Anschluß an die erste Armee noch früh genug erreichen würde, um entscheidend in die Schlacht einzugreifen, dies waren Fragen, die nur durch die Thatfachen Beantwortung finden konnten.

Um 4 Uhr Morgens erließ der Generalstabschef der kronprinzlichen Armee, General von Klumenthal, im Namen des Kronprinzen die nöthigen Befehle an die Generalkommandos der vier Armee-corps der zweiten Armee, unter Angabe der Marschrichtung und mit der Befehung, unter Zurücklassung des Trains und der Bagage unverzüglich aufzubrechen, und mit Tagesanbruch des 3. Juli sehen wir die kronprinzliche Armee auf verschiedenen Wegen im Vormarsche nach dem Schlachtfelde, die hohe Heldengestalt des Kronprinzen selbst hier oder dort an der Spitze einer der Heersäulen, voll Begierde, mit dem Feinde zusammen zu treffen und der ersten Armee, von welcher der Kanonendonner aus der Richtung von Königgrätz immer lauter herüberhallte, die nöthige Unterstützung zu bringen, die Truppen zur Beschleunigung des Marsches antreibend und ihnen mit vorgestreckter Hand „den Baum von Horenowes“ als den Punkt bezeichnend, wo die feindliche Schlachtordnung, — wie er mit scharfem Feldherrnblicke erkannt hat, — am empfindlichsten zu treffen sei.

Auf der Höhe von Sadowa aber hielten König Wilhelm, Moltke, Bismarck, Roon und die anderen Generale des königlichen Hauptquartiers. Schon waren die Reihen des preussischen Fußvolkes durch das überlegene feindliche Geschüßfeuer stark geschüttelt, schon waren die Reihen der ersten Armee zur Unterstützung des stark bedrängten preussischen Centrums vorgezogen worden, und wie einst Wellington auf dem Schlachtfelde von Waterloo die Hüfte Blücher's herbeisetzte, so richteten sich von der Höhe von Sadowa die Ferngläser immer wieder nach der Gegend, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete.

Es war zwischen ein und zwei Uhr Mittags: die Schlacht war auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen; hinüber, herüber rollte der Donner von zwölfhundert Geschüßen. Da gewahrte man auf der Höhe von Sadowa gegen Norden hin lange, dunkle Streifen, die sich vom Erdreiche unterscheiden.

„Es sind Ackerfurchen,“ bemerkten Einige aus der Umgebung des Königs.

„Es sind Heersäulen,“ erwiderten Andere, „denn sie bewegen sich vorwärts und ziehen sich näher und näher zusammen.“

Einige Zeit später entwickelten sich die Heersäulen der kronprinzlichen Armee in breiter Schlachtordnung und rüdten über Horenowes unter dem Donner der Kanonen gegen die rechte Flanke der österreichischen Schlachtordnung vor.

„Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen,“ sagte Moltke mit leuchtendem Antlitze zum Könige, und gleichsam zur Verstärkung dieser Worte traf die Meldung ein von der Erstürmung der Höhen von Lipa und Chlum im Rücken des österreichischen Centrums durch die preussischen Gardes. Der Rebell, der bis dahin auf dem Schlachtfelde gelagert hatte, zertheilte sich, riß, die Sonne warf einen goldigen Schein über das Feld, und fast plötzlich sah man, in weitem Bogen die österreichische Schlachtordnung umspannend, das ganze preussische Heer, beide Armeen, Bataillon neben Bataillon, unter klingendem Spiel in stetigem Vormarsch durch Pulverwolken in den Sonnenglanz hinein, in der Richtung auf Königgrätz.

Jetzt drängte es auch das Vaterland des greisen Königs Wilhelm, nachdem er die nöthigen Befehle für die Verfolgung des Feindes gegeben und die verfolgende Kavallerie selbst eine Strecke weit zu Rosse begleitet hatte, seinen Sohn, den Kronprinzen, aufzusuchen, welcher durch sein rechtzeitiges Eintreffen und energisches Eingreifen auf dem Schlachtfelde die siegreiche Entscheidung herbeigeführt hatte. Erst spät, um acht Uhr, traf ihn der König. Gerührt umarmte der königliche Vater den Heldenprinzen und schmückte ihn auf dem Schlachtfelde, wo er einen so glänzenden Erfolg errungen, mit dem höchsten militärischen Verdienstorden (pour le mérite).

Einige Zeit darauf (20. September) fand der Einzug der siegreichen Truppen in Berlin statt. Unmittelbar hinter dem Könige ritten die beiden Heersführer, der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, durch das Brandenburger Thor. Victoria hatte Dienst am Thor, sagt der Dichter Th. Fontane, und forderte allen Truppen, auch der Garde in der Armee des Kronprinzen, Paßkarte und Lösungswort ab:

„Garde, zeig' deine Karte vor,
Preussische Garde, willkommen am Ort,
Aber erst das Lösungswort!“
„Wir bringen gute Lösung heim
Und als Parole 'nen neuen Reim,
Einen neuen preussischen Reim auf Ruhm.“
„Nenn' ihn, Garde!“

„Die Höhe von Chlum!“
„Ein guter Reim, ich saluir',
Preussische Garde, passir', passir'!“

Den Feldherrn und Sieger von Chlum begrüßte König Wilhelm an demselben Tage noch mit dem folgenden Schreiben: „Beim Ausbruche des nunmehr glorieich beendeten Krieges habe ich Dir den größten Beweis königlichen und väterlichen Vertrauens gegeben, indem ich Dir die Führung einer Armee übertrug. Du hast diesem Vertrauen in hohem Grade entsprochen und an der Spitze der zweiten Armee Sieg auf Sieg erröckten, welche Armee sich durch Ausdauer, Hingebung und Tapferkeit eine der ersten Stellen in der Geschichte des preussischen Heeres erworben hat. Ein ehrenvoller Friede bereitet Preußen und Deutschland eine Zukunft vor, die Du berufen sein wirst, unter Gottes gnädigem Beistande dereinst auszubauen.“

Auch ein schweres Opfer hatte der Kronprinz während des Feldzuges seinen Pflichten gegen das Vaterland bringen müssen. Während er in Schlesien die Anordnungen für den Einmarsch der zweiten Armee in Böhmen traf, starb daheim am 18. Juni sein kleiner (dritter) Sohn, Prinz Sigismund (geb. 15. Sept. 1864). Auf eine Ansprache der Berliner Stadtbehörde bei seiner Rückkehr antwortete der Kronprinz unter Hinweisung auf dieses Ereigniß: „Es war mir eine schmerzliche Aufgabe, daß ich meiner Gemahlin und meinem sterbenden Kinde nicht beistehen, daß ich meinem heimgegangenen Sohne nicht die Augen zudrücken konnte. So schwer es mir damals wurde, fern von der Heimath und der Familie zu bleiben, ich sehe jetzt mit Genugthuung darauf zurück, weil es ein Opfer war, das ich dem Vaterlande brachte.“

Dieselbe Thatenfreudigkeit, dieselbe kühne Entschlossenheit und Zuversicht, wie im Kriege von 1866, bewährte der Kronprinz auch während des Krieges von 1870/71 als Anführer

der zum großen Theil aus süddeutschen Truppen zusammen-
gesetzten Ersten Armee in den wichtigen Schlagen von Weissen-
burg und Wörth, sowie bei Sedan, wo er durch Schließung
des ehernen Ringes um die Armee Mac Mahon's zur Capitu-
lation derselben entscheidend beitrug. Mehr aber noch als
durch jene Feldherrn-Eigenschaften gewann der Kronprinz be-
reits damals durch die Züge edler Menschlichkeit die Herzen
unserer süddeutschen Landsleute, und es kam jenem waderen
Bayern gewiß aus dem Herzen, welcher auf dem Blase in
Raucn, wo der Kronprinz seine bayrischen Krieger mit einigen
Käffern ihres Lieblingsgetränktes bewirthete und leutselig, wie
es seine Art war, mit ihnen sprach, naiv und aufrichtig zu
dem Heldenführer von 1870 sagte: „Ew. Königliche Hoheit hätten
uns nur schon 1806 führen sollen, dann hätten wir die Preußen
schön gekloppt.“

Der gefährdete Kriegsheld von 1866 und 1870/71 erkannte
es doch als den schönsten Beruf des unter seiner tapferen Mit-
wirkung neu gegründeten Deutschen Reiches, ein Hort des Frei-
dens und der Gerechtigkeit für alle Nationen zu werden. Nur
kurze Zeit war es dem schwer erkrankten Kaiser Friedrich
vergönnt, über die Erfüllung dieser hohen Aufgabe des Reiches
zu wachen. Aber durch alle Klagen, die an seinem Grabe er-
tönen, klingt doch das stolze Trostwort: „Er war unser, —
und er wird unser bleiben, ob auch die Grust sich über ihm
geschlossen hat. Sein Geist, sein Bild wird unter uns fort-
leben, so lange unsere Männer deutschen Muth und unsere
Frauen deutsche Sitte hegen, so lange in unserem Volke deutsche
Trenne lebt!“

weißer Knut erhob sich über den Seen; rasch stieg er höher,
wir erkannten, daß es ein Schwan war mit ausgebreiteten
Schwüngen. Sein schlanker Hals war zurückgebogen, seine
Brust wölbte sich der Sonne entgegen; aus ihr hervor drang
ein unsagbar süßes Klingeln, wie es sonst nirgend aus irdischen
Kehlen entsteigt. Das war der Schwan der nordischen Sage,
und sein Sang jenes wunderbare Lied, das nur ihm, und auch
ihm nur dann gegeben ist, wenn er ringt und vergeht in
Schmerzen des Todes.

Weiter flogen wir. Ueber das Meer, das rauschende Meer
hinweg! Wie ein blühender Garten breitete es sich aus unter
uns, Rebentügel, prächtige, lachende Städte, stattliche Klöster.
Frankreich! Im Kreuzgange einer Kapelle stand eine junge
Nonne. Wunderschön war sie, so schön, daß der über sie hin-
wegstreichende Wind nicht müde wurde, ihre Wangen zu küssen.
Aber sie merkte es nicht, und wenn sie es merkte, so achtete sie
es nicht. Ihr Auge richtete sich in einem verzückten Glanze
empor, zu den Wolken hinauf, über die Wolken hinaus.
„Gepriefen sei sie!“ sprach unser Führer. „Weil sie in schwerem
Seelenkampfe allem Irdischen abtath, darum ist sie selig schon
hier auf Erden. In der Welt keine holdere Poesie, als die
ihres Blickes!“

Dahin über den breiten, glänzenden Rhein schwebten wir.
Unser Blick, der befreit war, wie von den Fesseln des Raumes,
so von denen der Zeit, schaute die Gestalten der Vorzeit,
redenhafte Männer, blonde Frauen. Chrimhild und Brunhild
gingen zur Kirche, im Drachenblute badete sich Siegfried, im
Wald erschlag ihn der grimme Hagen. Eine blutige Walfahrt

Leid, Leid, ein Meer desselben! Aber ihm entsteigend, un-
ermessbarer noch, ein Himmel der Poesie und Erbarmheit!
Unsere Herzen wurden nicht bedrückt durch all' den Kummer,
welchen sie erblickt hatten, nein, kräftiger und kühner begannen
sie zu schlagen. Da hielt er inne, der uns geleitete. Er blickte
uns an. Seine Gestalt, die uns vordem schreckhaft gewaltig
erschiene war, schwebte licht im klaren Himmelsblau; wie sanfter
Orgelklang war der Ton der Stimme, mit der er sprach:
„Erkennt Du jetzt Deinen Freund, Du Menschengeschlecht?
Weißt Du nun, daß Dein Genius ich bin, der Schmerz? Daß
die Erde arm wäre, ohne mich! Glück ist nicht Größe, nicht
das Beste; nicht aus dem Glück, aus dem Schmerze heraus wird
die Größe geboren. Schmerz ist der Trieb zur That, Schmerz
die Wurzel der Güte, Schmerz die Vorbedingung zur Ent-
wickelung. Noch nie wuchs ein Geist, ein Reich über sich selbst
hinaus, das nicht zuvor frei von sich selbst geworden wäre im
Leid; noch nie entfaltete eines Volkes, eines Einzelnen Seele
ganz ihre Kraft, ehe sie nicht gezittert hätte im Weh. Der
Schmerz erweckt, der Schmerz krönt. Tausendmal herrlicher,
als die purpurnen Rosen des Glückes, duftet die weiße der
Trauer.“

Wir erwachten.
Um uns her derselbe Jammer, in dem wir gestern ent-
schlummerten! Unzählige Thränen klossen. Keine Junge, die,
ob auch in weiter Ferne, den geschiedenen Herrscher nicht ge-
nannt hätte, wie Einen, der in Liebe gegenwärtig ist! Keine
Lippe, keine Feder, die nicht übergeflossen wäre von seinem
Namen! Kein Brief, der nicht die Klage um ihn enthalten!



Vor dem Schlosse zu Charlottenburg während der Krankheit Kaiser Friedrichs. Von J. von Eckenbrecher.

Nachdruck verboten.

Der Genius des Schmerzes.

Legende von Gabriele von Pieres und Willan.

Wir trauerten.
Unsere Augen, unsere Herzen waren schwer von
Thränen. Des Reiches Krone war umflort, von
uns genommen Der, welcher sie Jahrzehnte hin-
durch getragen hatte, der ihr mit Gott den Glanz
gegeben, den sie jetzt ausstrahlte über den Erd-
ball hinweg... Er, der Held, Herr und Liebling der Seinen!
In Trauern und Thränen überkam uns die Nacht, der
Schlummer.

Aber das Vergessen nicht!
Der uns im Wachen umklammert hielt, er trat uns im
Traume von Keinem entgegen, der Schmerz. Ein Antlitz mit
menschlichen Zügen und göttergleich hehrem Ausdruck hatte er
nun erhalten, einen Niesenleib und die weiten Schwingen des
Adlers. Er stand vor unserer Lager, berührte unsere Stirn
und gebot uns: „Folget mir!“

Und wie wir uns erhoben, ihm zu gehoramen, merkten
wir, daß auch uns mit einem Male die irdische Schwere ver-
lassen hatte, daß wir Flügel besaßen, wie er, der vor uns
stand, und fähig waren, ihm nachzueilen über Meere hinweg
und in den Aether empor, wohin er sich wandte. Zuerst hin-
durch durch unermessbare Räume, in denen nichts war, als
Lust und Himmelsbläue und jagende, wandernde Wolken.
Tief unter uns haben wir es alsdann grünlich erichimmern,
hille Wasser zwischen zackigen Fjorden, Norwegen's Land. Ein

tauchte auf; in der Ferne erichien mit Harfe und Schwert der
Barde, der sie besingen sollte: aus den rothen Rosen des
Schlachtfeldes, den Aufstößen tausend brechender Herzen erstand
der Nibelungen Lied.

Vorwärts trieb es uns; ein Dörflein, einen Friedhof sahen
wir: auf dem begrüntem Grabbügel kanerte ein Mädchen.
Nicht Strumpf noch Schuh trug es, auf die Brust herabge-
sunken war sein Haupt; des schlichten Herzens Liebesteid schuf
des deutschen Volksliedes frische Poesie.

Gleicher, weißblinkende Firne, die Berge der Schweiz rag-
ten auf. Aus großem nationalen Leid erhob sich Wilhelm
Tell; der wilde Schmerz um die verlorene Freiheit ließ Arnold
Winkelried mit seinem Leibe eine Gasse brechen in die Lanzen-
reihe der Bedrückter.

Italien, das sonnendurchleuchtete, gelobte! Aus einem zer-
rissenen Herzen heraus dichtete Petrarca seine unsterblichen Lieder.
Wieder das Meer! Doch diesmal nicht das klare nordische,
sondern das tiefblane des Südens! Im Lande der Sage, In-
dien, erhob das Leid der Liebe das braune Hinduweib zu einer
Trenne sondergleichen, die, selbst lebend, mit der Leiche des
Gatten zu Flammen und Asche wurde!

Und endlich, — heilige Stätten, Palästina, Golgatha! In
Schmerzen um uns, größer, als wir sie je ertragen, vergehend,
starr Jesus Christus für uns am Stamme des Kreuzes.

Aber nicht Ruh' und Raht jetzt zu seinen Füßen, weiter,
immer weiter der Flug! Immer neue Länder tauchten auf,
und jedes Land hatte seinen Ruhm, seine Helden, und jeder
Held, des Schwertes oder des Geistes oder des Herzens,
seinen Schmerz, seinen nationalen oder seinen eigensten, tief-
menschlichen Schmerz, aus dem ihm der Drang und die Kraft
zur That gekommen waren.

Keine Seele, die nicht ihr eigenes Leid untergeordnet hätte dem
größeren der Nation und des geliebten Herrscherhauses! Das
arme Volk in den Dörfern und im Gebirge trauerte um ihn,
wie die Bevorzugten, die ihm gesehen von Angesicht zu Angesicht.

Unsere Seelen wurden weit, weit und groß. Das hatten
wir nicht gewußt, daß wir so gesegnet waren! Das nicht, daß
unsere Krone so hell erstrahlte! Das nicht, daß so reich an
Liebe und Trenne unser Volk geblieben war in allem Wechsel
der Zeiten!

Unser Herz schwoll hoch auf, daß wir zu ihm gehörten,
daß er unser gewesen war, der so Geliebte, der Große, der
Unvergessliche! Daß der Sohn, der Enkel ihm nachfolgen
würden zur Herrschaft und Verehrung! Ein edler und schöner
Trost zog ein in uns. Wieder sahen wir den Genius des
Schmerzes, Licht war sein Kleid.

Da wuchs er plötzlich vor unseren Blicken empor zu furcht-
barer Größe, sieghaft, sieghaft. Weit breitete er die Arme
aus. Binnen weniger Wochen Frist verlor das Reich den
zweiten Kaiser.

Riesenhaft, gewaltiger als vordem stand vor uns der
Schmerz. Um ihn her leuchtete es wie Flammen, heller noch
als zuvor mochte sein Glorienschein aufblitzen, doch unsere
Augen sahen es nicht, denn sie waren dunkel, bis zur Blind-
heit verstickert von Thränen. Herrlicher noch als vordem
mochte seine Mission sein, doch unsere Seele vermochte sie nicht
zu begreifen, weil sie gelähmt war von gewaltigem Leid. Sie
stoh zurück vor seiner Blendung, — zurück zum Kreuze auf
Golgatha, und sprach im Zittern, was sie einzig noch sah:
„Laß es genug sein, Herr, und segne wieder!“